

Informationen zur modernen Stadtgeschichte

2004
Verlagsort: Berlin

2.Halbjahresband

Herausgegeben von
Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Franz-Josef Jakobi, Gerd Kuhn,
Heinz Reif, Jürgen Reulecke, Axel Schildt und Clemens Zimmermann

in Verbindung mit
Christian Engeli, Stefan Fisch, Antjekathrin Graßmann, Wolfgang Hofmann,
Horst Matzerath, Heinz-Jürgen Priamus, Dieter Rebentisch, Adelheid von Saldern,
Dieter Schott, Hans Eugen Specker und Clemens Wischermann

Themenschwerpunkt

Stadt und Krieg im 20. Jahrhundert

Verantwortlicher Herausgeber:
Marcus Funck

L E I T A R T I K E L

Marcus Funck

Stadt und Krieg im 20. Jahrhundert 5

B E R I C H T E U N D A U F S Ä T Z E Z U M T H E M A

Benoît Majerus

Stadt, Nation und Besatzung.
Die Straßen Brüssels als patriotische Projektionsfläche
(1914-1918 und 1940-1944) 10

Davide Deriu

Verschleiern und Entschleiern.
Moderne Tarnung und die Stadt als Kriegstheater 20

Jörg Ganzenmüller

Das belagerte Leningrad 1941-1944: Zeitabschnitte im Planen und Handeln der sowjetischen Verteidiger	39
---	----

Malte Zierenberg

Berlin tauscht. Schwarzmärkte in Berlin 1939-1950	45
--	----

Stephen Graham

Postmortem City. Plädoyer für eine Geopolitik des Urbanen	54
--	----

F O R S C H U N G S B E R I C H T

Marcus Funck

Urbanisierte Gesellschaften, Krieg und Gewalt. Stand und Perspektiven der Forschung	72
--	----

R E Z E N S I O N

Winfried Mönch

Jörg Friedrich, Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs.....	80
---	----

F O R U M

Peter Payer

„Großstadtwirbel“. Über den Beginn des Lärmzeitalters, Wien 1850–1914.....	85
---	----

A L L G E M E I N E B E R I C H T E

Michael Ruck/Axel Schildt

Suburbane Erfahrungsräume: Das nördliche Umland Hamburgs von den 1950er Jahren bis in die 1970er Jahre (Projektbericht)	104
---	-----

Frank Hatje

Ferdinand Beneke (1774 – 1848): Tagebücher, Briefwechsel, Schriften (Projektbericht)	107
---	-----

Christoph Bernhardt/Dieter Schott

„The Making of European Contemporary History: an Environmental History“ (Tagungsbericht)	111
---	-----

Elke Beyer

Rechtsextremismus – Eine Begleiterscheinung in schrumpfenden Städten? (Tagungsbericht)	116
--	-----

Dieter Schott

Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert (Tagungsbericht)	120
--	-----

Andreas Fahrmeir

Städte im europäischen Raum (Tagungsbericht)	125
--	-----

M I T T E I L U N G E N	128
--------------------------------------	-----

Stadt und Krieg im 20. Jahrhundert

Die Liste der Städte, deren bloße Nennung bereits Bilder der kriegerischen Zerstörung und des Schreckens evozieren, ist lang und sie erweitert sich beständig. Seit Menschen in Städten zusammenleben gelten diese als erstrangige Ziele kriegerischer Gewalt, so dass die Beziehungsgeschichte zwischen Stadt und Krieg zunächst durch einen fortwährenden Wettlauf zwischen militärischer Aggression gegen Städte und entsprechenden Versuchen von Städten, immer neue (zumeist jedoch sehr unvollkommene) Wege der Verteidigung und des Schutzes zu entwickeln, charakterisiert werden kann. Dies gilt in ganz außerordentlichem Maße gerade für das 20. Jahrhundert, das vom *Urbizid*, der systematischen Zerstörung oder Vernichtung von Städten maßgeblich geprägt ist.

Die Spezifität der wechselseitigen Beziehungen zwischen Stadt und Krieg in der Moderne liegt nicht nur im quantitativen Anstieg von Vernichtungskraft und Vernichtungshandeln, sondern auch im qualitativen Wandel. Die umfassende Transformation von Gesellschaften und Ökonomien zu Kriegsgesellschaften und Kriegsökonomien, die direkte oder indirekte Eingliederung der gesamten Bevölkerung in einen nationalen Militärapparat bedrohen die Grundlagen des urbanen Lebens überhaupt. Vier Dimensionen dieses umfassenden Wandlungsprozesses in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts scheinen mir von besonderer Bedeutung zu sein. Erstens lag die Entscheidungs- und Durchführungsgewalt über Kriege nunmehr ausschließlich bei den Nationalstaaten. Entscheidungen über Sicherheit und Verteidigung, die sich unmittelbar auf das städtische Leben auswirkten, wurden nur noch in geringem Maße auf lokaler Ebene, sondern in den zentralisierten militärischen und politischen Machtzentren getroffen. Kommunalverwaltungen erlangten nur dann ein Mitspracherecht, wenn die Zentralbehörden entweder versagten oder sich interesselos zeigten. Angesichts der eigenen Hilflosigkeit gegenüber einer möglichen Auslöschungsgefahr wurde Kriegsangst, ob sie nun einer realen Bedrohung entsprach oder nicht, zu einer der fundamentalen Erfahrungen von Stadtbevölkerungen im 20. Jahrhundert. Zweitens wirkte sich die zunehmende wechselseitige Abhängigkeit von Front und Heimat direkt auf die Städte und ihre Bewohner aus. Die tendenzielle Auflösung der Unterschiede zwischen militärischer und ziviler

Sphäre beförderte die Verwandlung von Experten der Stadt zu Experten des Krieges und umgekehrt. Die Dynamik des Krieges erfasste alle sozialen Gruppen und prägte langfristig individuelle wie kollektive Erfahrungen. Auch wandelten sich unter dem Druck des Krieges die generellen Funktionen von Städten in den nationalen Verteidigungssystemen: Handelszentren mutierten zu Festungen, Stadtteile an der Peripherie zu industriellen Zentren und Hauptstädte zu Ruinenlandschaften. Aufgrund ihrer räumlichen Begrenztheit und ihrer funktionalen Komplexität bildeten die Städte Europas Ausmaß und Intensität der Austauschbeziehungen und Verschränkungen zwischen der zivilen und der militärischen Sphäre wie in einem Mikrokosmos ab.

Drittens richtet sich die Kriegführung im 20. Jahrhundert nicht mehr nur gegen einzelne Städte, sondern gegen urbane Gesellschaften. Zu Beginn des Jahrhunderts lebte der überwiegende Bevölkerungsanteil Westeuropas in Städten, und selbst in Mittel- und Osteuropa stieg die Bevölkerungszahl in urbanen Ballungsgebieten unaufhaltsam an. Die beiden Weltkriege hinterließen in Europa eine Spur der Verwüstung in urbanen Räumen, die von den britischen Inseln im Westen bis in den Kaukasus im Osten, von Skandinavien im Norden bis zu den Ägäischen Inseln im Süden reichte. Doch unterschieden sich die Gründe für den Krieg gegen die Städte durchaus. Insbesondere im Zweiten Weltkrieg wurden die neuen technischen Möglichkeiten des Luftkrieges gegen städtische Ziele von zweifellos militärischer Bedeutung gerichtet. Der strategische Luftkrieg hingegen zielte mit zweifelhaftem Erfolg auf die Einschüchterung und Demoralisierung der städtischen Bevölkerung, indem die alltäglichen Routinen des städtischen Lebens systematisch unterbrochen oder zerstört wurden. Davon wiederum unterschied sich der deutsche Vernichtungskrieg im Osten, der nicht auf die Zerstörung von Städten und deren Infrastrukturen gerichtet war, sondern auf die direkte Auslöschung von Stadtbevölkerungen, insbesondere der städtischen Eliten. Viertens boten die europäischen Städte und ihre Einwohner nicht nur ein weiteres militärisches Ziel neben anderen. Vielmehr standen sie im Epizentrum moderner Kriegführung und waren selbst Orte der Produktion kriegerischer Gewalt, indem sie die notwendigen wirtschaftlichen und demographischen Ressourcen für den Krieg, aber auch die Bühnen für Deutungs- und Sinngebungsversuche der Kriegsgesellschaften stellten.

Angesichts der tiefgreifenden und langfristigen Prägekraft kriegerischer Gewalt auf die Stadt als gebaute, gelebte und gedachte Umwelt, ist es doch erstaunlich, in welchem geringem Umfang die beiden Disziplinen Militärgeschichte und Stadtgeschichte voneinander Kenntnis nehmen. Zwar existiert mittlerweile eine durchaus beträchtliche Zahl von einzelnen Stadtstudien oder vergleichenden Analysen von Städten im Krieg, doch gehen diese zumeist noch von der Dichotomie des friedli-

chen städtischen Lebens einerseits und der von außen hereinbrechenden kriegerischen Gewalt andererseits aus. Umgekehrt hat sich die Militärgeschichte von ihrer Fixiertheit auf den Nationalstaat als ausschließlichen Analyserahmen zwar befreit, doch wird der städtische Raum allenfalls als Kulisse für allgemeine, wiederum vorwiegend nationale Veränderungsprozesse genutzt. Insofern verstehen sich die Beiträge, in die im folgenden kurz eingeführt werden soll, auch als Vorschläge, wie sich historische Stadtforschung und eine erneuerte Kriegsgeschichte gegenseitig befruchten können.

Mit den in diesem Heft versammelten Beiträgen wird nicht beansprucht, das gesamte Spektrum neuer Forschungsperspektiven auf das Beziehungsgeflecht Stadt und Krieg im 20. Jahrhundert abzudecken. Vielmehr stehen sie exemplarisch für unterschiedliche weiterführende Forschungsansätze, Fragestellungen und Themen, die sich entweder aus einer konsequenten stadthistorischen Untersuchungsperspektive ergeben oder für eine Geschichte der Stadt im modernen Krieg fruchtbar zu machen sind. Alle Aufsätze und Beiträge sind mehr oder minder ausführliche Zusammenfassungen laufender oder eben abgeschlossener Forschungsprojekte zur Geschichte der Städte in den Kriegen des 20. Jahrhunderts. Ihre Verfasser sind jüngere Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen, die jedoch allesamt in historischer Perspektive arbeiten.

Der Beitrag von *Benoît Majerus* über Brüssel unter deutscher Besatzung demonstriert zunächst die generellen Erkenntnischancen, die sich aus einem diachronen Forschungsansatz im Zeitalter der Weltkriege ergeben. Stadtgesellschaften ebenso wie Besatzungsbehörden waren eben auch Erfahrungs- und Lerngemeinschaften, die ihr gegenwärtiges Handeln an in der Vergangenheit gemachten Erfahrungen ausrichteten. Das Beispiel Brüssel verdeutlicht außerdem eine allgemeineuropäische Tendenz: die Erhebung der Stadt, zumeist der Hauptstadt, zur nationalen Bühne in Zeiten des Krieges und der Krise sowie die Umdeutung ihrer Einrichtungen, von Gebäuden über Straßen bis hin zu Stadtvierteln, aber auch ihrer Symbol- und Zeichenwelt. An diesem umkämpften Umdeutungsprozess waren viele beteiligt und hinterließen so ihre Spuren in der städtischen Erinnerung: die Besatzungsbehörden, rivalisierende nationale und lokale Gruppierungen sowie schließlich auch die Befreier. Die Notwendigkeit eines die Epoche der Weltkriege in ihrer Gesamtheit umfassenden Ansatzes demonstriert auch *Davide Deriu*, der in seinem kulturhistorisch ausgerichteten Beitrag eindringlich auf die verzweifelten, mitunter skurril anmutenden und letztlich zum Scheitern verurteilten Versuche von Stadt- und Militärexperten verweist, Städte gegen militärische Angriffe aus der Luft zu schützen oder gar zu immunisieren. Besonders bedeutsam gerade hinsichtlich der Medialisierung des Krieges in der jüngsten Zeit ist, dass sich mit den neuen

technischen Möglichkeiten des panoptischen Blickes aus der Luft die Perspektiven auf die Stadt nicht nur bei den Militärexperten radikal wandelten. Die Kombination von Flugzeug und Fotografie wurde nun als leistungsfähiger und auch als authentischer als das menschliche Auge erachtet. *Jörg Ganzenmüllers* Projektbericht ist einem der grausamsten Stadtschicksale im Zweiten Weltkrieg gewidmet, der Belagerung und Aushungerung Leningrads. Hier werden Stärke und Notwendigkeit der historisch differenzierenden Analyse klar vor Augen geführt. Während die „900 Tage“ aus der Außenperspektive bislang vorwiegend als eine lineare Verfalls- und Vernichtungsgeschichte wahrgenommen wurden, zeigt die aus der städtischen und sowjetischen Binnenperspektive entwickelte Periodisierung die durch militärische Lage, politisches Kalkül und ökonomische Leistungsfähigkeit bedingten unterschiedlichen Planungs- und Handlungsphasen. Ebenso illustriert dieses Beispiel sehr eindrucksvoll, wie gering die städtischen Handlungsspielräume in Kriegssituationen sein konnten, so dass eine Geschichte der Stadt im Zeitalter der Weltkriege ohne die konzeptionelle Einbeziehung der nationalen Entscheidungsinstanzen gar nicht sinnvoll zu denken ist.

Malte Zierenbergs Beitrag über die Schwarzmärkte in Berlin in den 1940er Jahren behandelt einen bedeutenden Teilbereich städtischer Gesellschaft im Übergang vom Krieg zum Frieden. Gerade der städtische Raum bietet den idealen Untersuchungsrahmen, um eingefahrene Zäsuren und Epochenschwellen zu durchbrechen bzw., wie hier im konkreten Fall, nach Kontinuitäten in den Handlungs-, Wahrnehmungs- und Orientierungsmustern der Akteure zu suchen. Indem der ‚Markt‘ auch in seiner sozialen und kulturellen Dimension in den Stadtraum eingebettet wird, berührt die Studie einen zentralen Punkt der historischen Stadtforschung: nämlich Transformation, Verlust und Wiederaneignung des öffentlichen Raumes durch die Stadtbewohner unter den Bedingungen von Krieg und Frieden. *Stephen Graham* schließlich nimmt in seinem ebenso anregenden wie herausfordernden Beitrag die Beziehungsgeschichte zwischen Stadt und Krieg im 20. Jahrhundert insgesamt ins Visier. Von den zahlreichen Anregungen und Anliegen seien nur zwei für die Konzeptionierung einer Gesamtgeschichte der „Städtekriege“ im 20. Jahrhundert außerordentlich bedeutsame herausgegriffen. Erstens muss die Geschichte von Stadt und Krieg im 20. Jahrhundert als eine der wechselseitigen Beziehungen, Austausche und Einflussnahmen geschrieben werden. Dies hat einmal mit der bereits im Ersten Weltkrieg tendenziell ausgebildeten Auflösung der starren Trennlinien zwischen Front und Heimat und zwischen (kriegerischer) militärischer Arbeit und (friedlicher) städtisch-ziviler Arbeit zu tun. Zum anderen ergibt sich diese konzeptionelle Neuorientierung aus der Erweiterung des Kriegsbegriffes. Sicherlich wird man diesen nicht beliebig weit bis zur Unkenntlichkeit öffnen können und wollen.

Doch sprechen sowohl die Intentionen wie auch die Handlungsabläufe und Wirkungsweisen gewalttätiger, aber auf den ersten Blick nichtmilitärischer Zerstörungsaktionen durch politische Herrschaftsträger, Stadtexperten oder auch militärische Strategen für die Aufgabe eines engen, auf die Institution Militär und dessen Handeln fixierten Analyserahmens. Zweitens wird anhand vieler Beispiele demonstriert, dass die isolierte Betrachtung individueller ‚Städteschicksale‘ im 20. Jahrhundert in ihrer Erklärungskraft schnell an Grenzen stößt. Für die Kolonialgeschichte oder für das Zeitalter der Weltkriege scheint diese Einsicht geradezu banal zu sein, doch gilt dies um so mehr für die Epoche des Kalten Krieges wie für jene Prozesse der Internationalisierung, die wir zusammenfassend als Globalisierung bezeichnen. Ob man sich dabei nun von Konzepten der Transnationalismus-Forschung oder der *postcolonial studies* anregen lässt, für die Untersuchung von politischen und militärischen Gewaltphänomenen der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart – man denke hier nur an den internationalen Terrorismus und an das Projekt des ‚Krieges gegen den Terror‘ – ist es unabdingbar, die Stadt nicht als ein in sich geschlossenes Gebilde mit klaren Außengrenzen zu denken, sondern als fest verwobenen Teil nationaler und internationaler Netzwerke.

Am Anfang dieses einleitenden Beitrages wurde auf die Erkenntnispotentiale der interdisziplinären Zusammenarbeit von Stadtgeschichte und einer modernen Kriegsgeschichte verwiesen. Zum Ende muss man wohl einen Schritt weitergehen: Die hier zusammengestellten Beiträge demonstrieren in ihrer Gesamtheit in eindringlicher Weise die zentrale Bedeutung der kriegesischen Gewalt für die Geschichte der Stadt, aber auch umgekehrt die entscheidende Rolle des städtischen Raumes für die Geschichte des Krieges.

**Dr. Marcus Funck, wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Neuere Geschichte der Philipps-Universität Marburg,
E-Mail: marcus.funck@staff.uni-marburg.de**

Stadt, Nation und Besatzung. Die Straßen Brüssels als patriotische Projektionsfläche (1914 -1918 und 1940 -1944)

Einleitung

Die vergleichende Weltkriegsforschung verzeichnet seit einigen Jahren einen stetigen Aufschwung, eine historiographische Tendenz, die sich sowohl im deutsch- wie im französischsprachigen Raum durchzusetzen scheint.¹ Auch für die Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts wurde kürzlich ähnliches gefordert: "The era of the world wars is best analyzed as a unit that begins in 1914 and ends in 1945."² Die Hauptstadt Belgiens ist insofern ein spezifischer Fall, als sie eine der wenigen Großstädte Europas ist, die während der beiden Kriegen von deutschen Truppen okkupiert wurde. Brüssel bietet so die Möglichkeit einer vergleichenden Besatzungsgeschichte des urbanen Raumes. Neben einem strikten diachronen Vergleich ermöglicht diese Herangehensweise auch eine Transfergeschichte der Bewusstseinslagen, Erfahrungen und Sinngebungen der ersten Okkupation in die Jahre 1940 bis 1944 hinein.

Mit der ‚Erfindung‘ und definitiven Durchsetzung der Nationalstaaten im 19. Jahrhundert entstanden in ganz Europa starke und dauerhafte Identifikationen mit nationalen Raum- und Organisationsformen von gesellschaftlichem Leben. Das Erobern und Verwalten von Territorien wurde auch deshalb schwieriger, weil die Legitimität des Besatzers nicht mehr allein durch seine militärischen Erfolge längerfristig gewährleistet werden konnte. Nicht nur die politischen Eliten mussten von

¹ Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), *Erster Weltkrieg / Zweiter Weltkrieg – Ein Vergleich*, Paderborn 2002 und Nicolas Beaupres / Anne Dumenil / Christian Ingrao (Hrsg.), *1914-1945. L'ère de la guerre. Violence, mobilisations, deuil*, 2 Bde., Paris 2004.

² Marcus Funck / Roger Chickering, *Introduction: Endangered Cities*, in: diess. (Hrsg.), *Endangered Cities. Military Power and Urban Societies in the Era of the World Wars*, Boston / Leiden 2004, S. 1-11, hier S. 5. Ebenfalls Danièle Voldman, *L'expérience urbaine de la guerre en Europe*, in: *Histoire et Sociétés. Revue Européenne d'Histoire Sociale* 8 (10/2003), S. 35-49.

der Legitimität des Besatzers überzeugt werden, auch die meisten sozialen und kulturellen Gruppen hatten im Laufe des 19. Jahrhunderts eigene Identifikationsformen zu ‚ihrer‘ Nation gefunden. Besatzung erhielt so im 20. Jahrhundert eine neue Qualität. Dabei wurden nicht zuletzt die Hauptstädte zu patriotischen Projektionsflächen. Paris oder Brüssel beispielsweise entwickelten sich zu wichtigen Säulen eines nationalstaatlichen Gefühls, wo zahlreiche ‚Erinnerungstage‘ (v.a. Nationalfeiertage) abgehalten wurden.³ Diese symbolische, kulturelle Nationalisierung wurde dadurch verstärkt, dass in diesen Städten der Staat auch in seinen Dienstleistungsfunktionen besonders stark hervortrat. In diesem Beitrag werde ich versuchen aufzuzeigen, wie breite Teile der Bevölkerung Brüssels den urbanen Raum benutzten, um ihren Widerstand gegenüber der deutschen Besatzungsmacht auszudrücken.

Der Erste Weltkrieg

In den Jahren 1914 bis 1918 transformierten sich die Straßen der belgischen Hauptstadt zu einem wichtigen Ort, an dem ein kollektives belgisches Nationalgefühl artikuliert wurde. Bei Ausbruch des Krieges am 4. August 1914 ergaben sich zwei aufeinanderfolgende Phänomene, mittels derer die Stadt symbolisch vom ‚Fremden‘ gereinigt werden sollten. Erstens sah sich die große deutsche Minderheit Ausschreitungen ausgesetzt, die hauptsächlich die Orte deutscher Öffentlichkeit trafen. So wurden Fensterscheiben mit deutschsprachigen Aufschriften von Cafés oder Buchhandlungen zerstört. Auch die im Zentrum gelegene deutsche Schule wurde von einer aufgeregten Masse als Versammlungsort genutzt. Diese charivari-ähnlichen Ausschreitungen nahmen erst nach der vollständigen Ausweisung der deutschen Bevölkerung aus der Stadt ein Ende. Breite Bevölkerungsteile kamen dennoch nicht zur Ruhe. Das Gefühl der Untätig- und Hilflosigkeit gegenüber den herannahenden deutschen Truppen verband sich mit dem typischen Unbehagen gegenüber dem anonymen und tendenziell subversiven Raum der Stadt: die Jagd nach angeblichen Spionen, welche die letzten Tage vor der Besatzung charakterisiert, war ein Produkt dieser Gefühlslage.

Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen zog sich, zweitens, die Brüsseler Bevölkerung zeitweilig aus dem städtischen Raum als dem zentralen Ort der Produkti-

³ Erstaunlicherweise sind weder Paris noch Berlin in Pierre Nora (Hrsg.), *Les Lieux de mémoire*, 3 Bde., Paris 1984-1997 und Etienne François / Hagen Schulze (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2001 aufgenommen. Über Brüssel als Stadt nationaler und regionaler Identifikationsflächen: Jan Fransen, *Festdagen en nationale identiteiten: een constructivistisch onderzoek naar de vorming en legitimering van vlaamse, waalse, franstalige, belgische en brusselse identiteiten in Brussel 1945-1993*, Diss., Vrije Universiteit Brussel 2002.

on und Artikulation der öffentlichen Meinung zurück. Die Bedeutung einiger Stadtviertel wurde von einem auf den anderen Tag umgepolt, die historisch gewachsenen *mental maps* zerstört. Der Zugang zu Straßen, die bis dahin als Inbegriff der belgischen Souveränität galten, weil sie Sitz wichtiger Institutionen waren (so z.B. die *rue de la loi*), wurde der lokalen Bevölkerung verwehrt und diese Orte in deutsche Herrschaftszentren umgewandelt. Die Hauptstadt Belgiens wurde so zur Hauptstadt der deutschen Besatzungsherrschaft. Diese Umdeutung, die parallel zu einer breit angelegten Eindeutschung des Straßenbildes lief, verstärkte die „*impression matérielle de l'occupation*“.⁴ Die Einführung der ‚deutschen Uhrzeit‘ war die zeitliche Analogie der topographischen Besatzung. Sehr rasch entbrannte ein Streit zwischen Besatzungsbehörden und den kommunalen Institutionen über die Deutungshoheit innerhalb der Stadt. Die Auseinandersetzungen konzentrierten sich auf zwei Punkte: einerseits auf die Frage nach der Erlaubnis, offizielle Gebäude weiterhin mit der belgischen Flagge zu behängen; andererseits auf das Anschlagen von Ankündigungen, die nicht die deutsche Zensur passiert hatten. Dieses erste Aufeinanderprallen nationaler Logiken beschränkte sich am Anfang der Besatzung auf die jeweiligen Eliten, welche die kommunalen und die deutschen (militärischen) Behörden leiteten. Die öffentlich ausgetragenen Konflikte waren der gesamten Bevölkerung bekannt und diese griff auch bereits früh in die gespannte Beziehung ein. So sahen sich die Besatzer schon nach einigen Wochen gezwungen, ihre Plakate in einer Höhe anzubringen, die es der Bevölkerung erschweren sollte, diese herunterzureißen. Jedoch verfehlte die Aktion den eigentlichen Zweck der Plakatierung, da die Anschläge danach teilweise nicht mehr lesbar waren.

Im Laufe der Besatzung entstand sukzessive ein patriotischer Kalender: das Jahr wurde an ‚Erinnerungstagen‘ entlang neu eingeteilt. Diese ‚Erinnerungstage‘ bezogen sich immer direkt oder indirekt auf die belgische Nation und/oder auf die Besatzung.⁵ Ich werde hier exemplarisch etwas näher auf den belgischen Nationalfeiertag am 21. Juli eingehen, an dem in Brüssel regelmäßig größere öffentliche Versammlungen stattfanden. Die im folgenden beschriebenen Formen von öffentlichem und nationalem Protest können als beispielhaft für andere ‚Erinnerungstage‘ gelten, selbst wenn sie normalerweise in viel geringerem Ausmaß zu beobachten

⁴ Archives & Musée de la Littérature à Bruxelles, M.L. 3546: A. Bayet, *Journal d'un Bruxellois pendant l'occupation allemande*, S. 43 (5. September 1914).

⁵ Zum Beispiel: 22. Februar (der Geburtstag des amerikanischen Präsidenten George Washington als Huldigung für den amerikanischen Botschafter, dessen Mitarbeiter aktiv für die Versorgung Belgiens sorgen), 8. April (Geburtstag des Königs), 21. Juli (Nationalfeiertag), 4. August (Beginn des Ersten Weltkrieges), 20. August (Einmarsch der deutschen Truppen in Brüssel), Ende September (Septembertage von 1830, die zur Unabhängigkeit Belgiens geführt hatten), Anfang November (Allerheiligen und Allerseelen) und 15. November (Tag des Königs).

sind. Während in den ersten Besatzungsjahren eine relativ unkoordinierte Flüsterpropaganda die Stadtbevölkerung mobilisierte, wuchs der Organisationsgrad mit der Zeit stetig an (Flugblätter etc.). Dabei wurden neue Formen des zivilen und gewaltlosen Protestes erfunden. Zu keinem Moment scheint während des Ersten Weltkrieges ein gewaltsamer Massenprotest ernsthaft in Erwägung gezogen worden zu sein. Vielmehr ging es darum, dem Besatzer auf spielerische Weise zu demonstrieren, dass seine Präsenz unerwünscht und ein einigendes Nationalbewusstsein noch immer vorhanden war. So wurde der 21. Juli als eine Art Sonntag zelebriert: Die Bürger trugen die zu diesem Tag passenden Kleider, Geschäfte und Cafés blieben geschlossen und solche Händler, die den patriotischen wirtschaftliche Überlegungen vorzogen, wurden teilweise unter Gewaltanwendung gezwungen, sich dieser nationalen Logik anzupassen. Das Kolorit der Stadt wurde für einen Tag in schwarz-gelb-rot gefärbt, sei es durch das Anheften eines kleinen Bandes, durch das Tragen von Kleidern in den drei Farben, oder durch Blumenarrangements in den Nationalfarben. Die *place des Martyrs*, die an die belgische Revolution vom September 1830 erinnert, wurde bspw. am 21. Juli 1915 zu einer Art Pilgerort, an dem Blumen und Kränze niedergelegt wurden. Als Konsequenz wurden dieser Platz sowie andere typische Orte der Brüsseler Stadtsozialität in den folgenden Jahren am 21. Juli von der deutschen Besatzungsmacht für die Öffentlichkeit gesperrt. Es ist deshalb nicht weiter verwunderlich, dass die Kirchen, in denen in Friedenszeiten am Nationalfeiertag das *Te Deum* abgehalten worden war, sich rasch zu ‚nationalen‘ Plätzen entwickelten. Dies galt auch für jene Bevölkerungsgruppen, die vor 1914 der Institution eher kritisch gegenüberstanden. An diesen ‚heiligen‘ Orten, die als unantastbar galten, wurden wiederum belgische Töne in die urbane Sonorität eingeführt, sei es durch Abspielen der *Brabançonne*, der Nationalhymne, oder die typischen Rufe ‚Vive le Roi‘ oder ‚Vive la Belgique‘. Trotz der Versuche der Besatzer, solche Ausbrüche auf das Innere der Kirchen zu begrenzen, waren die am 21. Juli abgehaltenen Messen auch Momente, in denen der öffentliche Raum wieder ‚belgisch‘ wurde. Diese immer wiederkehrenden Topoi und Verhaltensweisen sind besonders an den ‚Erinnerungstagen‘ regelmäßig zu beobachten.

Interessant und spezifisch für den Ersten Weltkrieg ist dabei eine von den deutschen Besatzern mehrmals benutzte Form der Kollektivbestrafung, die sich räumlich definierte. Als sich zum Beispiel im September 1916 beim sichtbaren Überflug alliierter Flugzeuge größere Aufläufe bildeten oder im März 1917 an einem Abend mehrere Personen in einem Viertel die *Brabançonne* sangen, wurden ganze Straßenzüge für die Nacht abgesperrt, so dass die Mobilität der Einwohner für längere Zeit stark eingeschränkt blieb.

Das Ende des Weltkrieges im November 1918 war durch eine paradoxe Entwicklung gekennzeichnet, die sich auch im städtischen Raum vermittelte. Durch die Einsetzung eines Soldatenrates waren es deutsche Soldaten, welche die Stadt in gewisser Weise befreiten. Einige Stunden lang vermischten sich in der Kolorierung der Stadt die (deutschen) roten Fahnen und die belgische Trikolore. Diese Unlesbarkeit der Stadt rief beim Brüsseler Bürgertum Ängste hervor, jedoch wurde in den folgenden Tagen die Grenze zwischen ‚Gut‘ und ‚Böse‘ wieder hergestellt und die Stadt von deutschen Spuren ‚gereinigt‘. Eine Wilhelm II. nachempfundene Puppe (mit einem kürzeren Arm!) wurde in einem karnevalesken Umzug durch die Straßen getragen. Diese symbolische Reinigung kam auch im Scheren einiger Frauen, denen eine zu enge Verbindung zu Deutschen während der Besatzung nachgesagt wurde, zum Ausdruck. Schließlich bot der Einzug des Königs die Gelegenheit, Brüssel endgültig als belgische Stadt zu markieren und wieder zu besetzen, auch wenn durch die Anwesenheit von alliierten Truppen das ‚Fremde‘ auch weiterhin im urbanen Raum präsent blieb und diesen teilweise auch definierte.

Der Zweite Weltkrieg

Im Unterschied zu 1914 war der Kriegsbeginn 1939/1940 fließend und erstreckte sich über mehrere Monate. Seit dem deutschen Angriff auf Polen im September 1939 herrschte in Belgien eine gewisse Spannung, jedoch erfuhr der öffentliche Raum in Brüssel keine nationale Aufladung. Die offiziellen Behörden verfolgten eine strenge Neutralitätspolitik und die belgische Gesellschaft insgesamt war politisch tief fragmentiert. Die *Union nationale* war im Vergleich zu 1914 bescheidener in ihrem Anspruch auf Repräsentation der gesamten Nation, da sowohl die Kommunisten als auch die flämischen Nationalisten des *Vlaams Nationaal Verbond* davon ausgeschlossen blieben. Schließlich war auch die Straße nicht mehr in früherem Maße der Ort der alltäglichen Soziabilität, sie war von der (privaten) Wohnung abgelöst worden. Dieser langfristige Trend erfuhr in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine neue Dynamik.⁶ Diese unterschiedlichen Gründe erklären die eigentümliche Ruhe in der belgischen Hauptstadt während der unmittelbaren Vorkriegszeit, eine Ruhe, die mit dem Ausbruch des Krieges allerdings ein abruptes Ende fand. Diesmal beherrschte und ‚säuberte‘ jedoch der belgische Staat und weniger die breite Bevölkerung den öffentlichen Raum. Aus ‚Spionitis‘, der wenig substanti-

⁶ Catharina Lis/Hugo Soly, ‘Beter een goede buur dan een verre vriend’. Buurschap en buurtleven in Westeuropa steden aan het eind van het Ancien Régime, in: *De kracht der zwaken. Studies over arbeid en arbeidersbeweging in het verleden*, Amsterdam 1992, S. 81-107. Die Dissertation von Antoon Vrints (Universität Gent) mit dem Arbeitstitel *Ruzie in straatje. Privaat en publiek geweld in Antwerpen 1910-1950* beschreibt dieses Phänomen detailliert.

ierten Angst vor der Allgegenwart feindlicher Agenten, und einer institutionellen Fremdenfeindlichkeit resultierte eine regelrechte Jagd auf Ausländer. Der Schock des Einmarsches deutscher Truppen, der in den folgenden Wochen noch durch die Kapitulation der belgischen und schließlich der französischen Armee verstärkt wurde, produzierte dann eine gewisse Apathie. Die Stadt Brüssel schien sich in ihrem Alltag dem Okkupanten zu ergeben. So wurde der 21. Juli 1940 zum Nicht-Ereignis. Erst mit der Verschlechterung der Lebensmittellage und der Verschärfung der deutschen Herrschaftspraxis wurde der städtische Raum, und besonders Brüssel als Hauptstadt, wieder zu einer Projektionsfläche für nationale Gefühle.

Dabei ist hervorzuheben, dass die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg als Mobilisierungsfaktor entscheidend war. Die aus den Jahren 1914-1918 hervorgegangene symbolische Topographie, die in der Zwischenkriegszeit, immer wieder in Erinnerung gerufen worden war, bot nun unmittelbar bewährte Handlungsmuster und -räume an. Beispielsweise wurde der 11. November als Gedenktag an das Ende der *Grande Guerre* zur ersten größeren Kundgebung in Brüssel gegen die Besatzungsmacht genutzt. Das Monument des Unbekannten Soldaten zog schon seit den frühen Morgenstunden verschiedene Bevölkerungsgruppen an, insbesondere Veteranen des Ersten Weltkrieges, Schüler und Studenten prägten das Stadtbild. Das materielle (Kriegs-) Gedächtnis der Stadt – die über ganz Brüssel verteilten Denkmäler, die dem Ersten Weltkrieg gewidmet sind – bildeten ‚Widerhaken‘ im städtischen Raum für ein noch unsicheres nationales Widerstandsgefühl.⁷ So wurden beispielsweise Blumen am Standbild der im Oktober 1915 von deutschen Soldaten erschossenen Krankenschwester Edith Cavell niedergelegt. Außerdem wurden Erinnerungsorte, die, wie die *place des Martyrs*, bereits zwischen 1914 und 1918 der öffentlichen Demonstration von Widerständigkeit gedient hatten, wieder benutzt.

In den folgenden Jahren wurde neben dem 11. November wiederum auch der 21. Juli als Erinnerungstag zelebriert. Die Formen ähnelten sehr stark denen, die fünfundzwanzig Jahre früher im Gebrauch gewesen waren: ‚Streik‘ der Geschäfte, das Tragen der belgischen Farben, festliche Kleidung etc. Wiederum verzichtete man auf Versuche, den städtischen Raum mit Gewalt zurückzuerobern. Vielmehr wurde Brüssel mittels symbolischer Gesten zeitweise in eine Art ‚Ausnahmestand‘ versetzt, der es im Unterschied zum alltäglichen Leben erlaubte, die Nation zu ‚leben‘.

⁷ Insgesamt spielte die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg eine entscheidende Rolle in der Rekonstruktion des nationalen Diskurses im besetzten Belgien. Sie lieferte mehrere Erfahrungsstränge, die es erlaubten, eine oppositionelle Haltung zu denken: Fabrice Maerten, *Le poids du souvenir de 14-18 dans l'engagement résistant durant la Seconde Guerre mondiale. Le cas du Hainaut*, in: Jean-Pierre Nandrin / Laurence van Ypersele (Hrsg.), *Politique, imaginaire et éducation*, Bruxelles 2000, S. 89-125.

Im Gegensatz zur vorherigen Besatzung gelang es den kollaborierenden Bewegungen während des Zweiten Weltkrieges, sich dauerhaft im Stadtbild zu etablieren. Ihre Demonstrationzüge in Brüssel gestalteten sie dabei bewusst so, dass der Stadtkern als Ganzes besetzt wurde. Besonders die flämischen Nationalisten versuchten Brüssel in ein neues Gewand zu kleiden. Als alte flämische Stadt, in der mittlerweile allerdings die französische Sprache und der französische Kultureinfluss dominierten, wurde Brüssel zu einer Projektionsfläche eines anderen Nationalgefühls. Dass es den flämischen und wallonischen Kollaborationsbewegungen teilweise gelang, ihre neue Interpretation des öffentlichen Raumes durchzusetzen, war vor allem ihrem großen Macht- und Gewaltpotential zu verdanken. Allerdings blieb die Durchsetzungskraft der Kollaborationsbewegungen gerade im städtischen Raum beschränkt. So wurden ganz unterschiedliche Formen der Subversion genutzt, z.B. Flugblätter oder auch Graffiti, mit deren Hilfe der symbolische Stadtraum wenigstens teilweise renationalisiert werden sollte. Denn wie schon im Ersten Weltkrieg blieb der Widerstand auch zwischen 1940 und 1944 größtenteils auf die Nation fokussiert, selbst die Kommunisten wendeten sich „du rouge au tricolore“.⁸ Dass in diesem Kampf um die symbolpolitische Markierung der Stadt die Hauptstadt Brüssel bis zum Kriegsende eine zentrale Rolle für Widerstand, Kollaboration und Besatzungsmacht spielte, liegt auf der Hand.

Natürlich wurde mit dem Abzug der deutschen Truppen Anfang September 1944 die Topographie des städtischen Raumes in Brüssel erneut verändert. Wie zu Ende des Ersten Weltkrieges eroberte sich die Bevölkerung die Stadt zurück. Häuser mit deutschen oder italienischen Schriftzügen wurden bevorzugt zerstört.

Der Einzug der alliierten Armeen ermöglichte wieder unbegrenzte Mobilität innerhalb der Stadt, vor allem die Nutzung jener Straßen, an denen die staatlichen belgischen Institutionen lagen. Zwar machten belgische Fahnen aus der Stadt ein schwarz-gelb-rotes Meer, doch vermischten sich zunächst nationale und alliierte Symbolik: während mehrerer Tage unmittelbar nach der Befreiung schienen beide eins, ehe dann zunehmend das Gefühl einer „deuxième occupation“⁹ auftaucht (Abb. 1).

Nicht jedem wurde jedoch das Recht zugebilligt, sein Haus mit den Nationalfarben zu schmücken: mehreren Rexisten und französischsprachigen Kollaborateuren wurden die Fahnen vom Hausgiebel abgerissen.

⁸ José Gotovich, *Du Rouge au Tricolore. Les communistes belges de 1939 à 1944. Un aspect de l'histoire de la Résistance en Belgique*, Bruxelles 1992.

⁹ So ist ein Inventar des Brüsseler Polizeiarchivs überschrieben, das Dokumente aus den ersten Monaten nach der Befreiung enthält.

So erhielt die Stadt eine neue Lesbarkeit: Die Bewohner von unbeflaggtten Häusern wurden automatisch als außerhalb der nationalen Gemeinschaft stehend stigmatisiert. Erneut waren besonders die großen Boulevards der Hauptstadt das Ziel großer Menschenströme und wiederum wurde mit der Herstellung und Zerstörung von Puppen, welche die nationalsozialistischen Besatzer darstellten, der städtische Raum symbolisch gesäubert (Abb. 2). Abgerundet wurde die sinnliche Neuordnung des Stadtraums durch das Läuten der Kirchenglocken – unter anderem die der Kathedrale von Saint-Michel et Saint-Gudule, ein kirchlicher Ort, der jedoch im Krieg eine nationale Komponente erhalten hatte – ein Läuten, das der Stadt Brüssel in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch eine ‚nationale‘ Sonorität verlieh.



Abb. 1: Die Beflaggung von Hauswänden mit Fahnen der alliierten Mächten symbolisiert das Ende der deutschen Besatzung, Brüssel im September 1944.



Abb. 2 : Mit charivari-ähnlichen Praktiken wird die Stadt symbolisch von den Besatzern befreit, Brüssel im September 1944.

Schlussfolgerung

Als Hauptstadt Belgiens bildete Brüssel in den beiden Weltkriegen eine wichtige Projektionsfläche für die nationale Selbstbehauptung gegenüber den deutschen Besatzern. Der urbane Raum wurde auf vielfältige Weise benutzt, um den Dissens der Bevölkerung gegenüber den Besatzern zu artikulieren. Die Attraktivität dieser spezifisch städtischen Ausdrucksformen von (nationalem) Protest ergibt sich aus den vielfältigen Möglichkeiten, die der städtische Raum seinen Nutzern auch unter eingeschränkten Bedingungen anbietet und aus der Unmöglichkeit einer totalen Kontrolle der Stadt. Stadt ist „kwetsbar“¹⁰ (verwundbar). Sie verfügt jedoch auch über nahezu unendliche Formen von eigen-sinnigen Möglichkeiten, damit umzugehen.

Der wichtigste Unterschied zwischen den beiden Weltkriegen liegt in der Intensität, mit der die Straße als Form benutzt wurde. Neben den schon erwähnten

¹⁰ Dirk Jan Wolfram, De kwetsbare stad, in: Nieuwste Tijd. Kwartaalschrift voor eigentijdse geschiedenis, 11 (7/2004), S. 4-10.

langfristigen Veränderungen im Sozialverhalten spielen dabei sicherlich auch spezifische Elemente der zweiten Besatzung (stärkere Repression, größere Kriegsmüdigkeit, verstärkte Präsenz von Kollaborationsbewegungen) eine bedeutende Rolle. Gemeinsamkeiten können vor allem zu Beginn und zum Ende der Besatzung hervorgehoben werden. In beiden ‚Momenten‘ wurde die Stadt zu dem Ort, an dem die Differenzierung zwischen ‚uns‘ und ‚den Anderen‘ am eindrucklichsten gelebt wurde. Sowohl 1914 wie 1940 wurde der ‚Andere‘ (Deutscher, Spion, Kollaborateur etc.) aus dem nationalen Stadtbild und Stadtleben ausgeschlossen. Die symbolischen Säuberungen des städtischen Raumes 1918 und 1944 verliefen in sehr ähnlichen Formen. Neben dieser rein vergleichenden Analyse erweist sich außerdem eine Geschichte des Transfers als sinnvoll und notwendig. Sowohl als Matrix für die Ausdrucksformen des Protestes im öffentlichen Raum wie für die chronologische Markierung der zweiten Besatzung kann man die Bedeutung der Besatzungserfahrung im Ersten Weltkrieg nicht hoch genug veranschlagen.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Centre d'Etudes et de Documentation. Guerre et Sociétés contemporaines, Brüssel.

Abb. 2: Centre d'Etudes et de Documentation. Guerre et Sociétés contemporaines, Brüssel.

Dr. Benoît Majerus, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Centre d'Etudes et de Documentation. Guerre et Sociétés contemporaines Brüssel.

E-Mail: corto_lu@yahoo.com

Verschleiern und Entschleiern. Moderne Tarnung und die Stadt als Kriegstheater*

*„Die einzige Antwort auf Luftaufklärung ist die Verschleierung
oder die Irreführung, wenn Verschleierung nicht praktikabel
ist.“¹*

Dieser Essay behandelt ein Themenfeld, das aus der Kombination der neuen Möglichkeiten des Luftkrieges und der photographischen Luftaufklärung zwischen den Weltkriegen erwuchs: die Ausbildung einer modernen Tarnungskunst und gleichzeitig deren Entwicklung zu einem organisierten diskursiven Feld. Als die instrumentelle Anwendung von Fliegerphantasien unauflösbar mit modernen Zerstörungsmitteln aus der Luft verknüpft wurde, wandelten Logik und Logistik des totalen Krieges die Stadt in ein militärisches Massenziel. Infolgedessen wurde der städtische Raum mehr denn je zu einer Bühne für immer weiter entwickelte Systeme der Verhüllung, Verschleierung und Irreführung. In diesem Essay werden die Theorien und Methoden moderner Tarnung in einen breiteren, interdisziplinären Diskurs eingebettet, der zwischen den beiden Weltkriegen aufkeimte. Besondere Aufmerksamkeit gilt der in Großbritannien publizierten Spezialliteratur sowie den neuartigen Zivilschutzmaßnahmen zwischen 1918 und den frühen 1940er Jahren. Wie besonders Städte einer temporären morphologischen Transformation unterworfen worden waren, wird anhand von einigen besonders eindrucksvollen Beispielen städtischer Verschleierung während des Zweiten Weltkrieges diskutiert. Die Verbindungen zwischen Tarnung als moderner Disziplin und zeitgenössischen Entwicklungen in Architektur, Design und (Stadt-) Planung offenbaren die eigentlich unerwartete Relevanz der „Kunst der Verschleierung“ für eine Geschichte des städtischen Raumes und seiner Repräsentationen im Zeitalter der totalen Kriege.

* Bei den Vorarbeiten für diesen Essay profitierte ich von einem Stipendium des *Arts and Humanities Research Board of the United Kingdom*.

¹ Solomon J. Solomon, *Strategic Camouflage*, London 1920, S. 2.

Der Ausgangspunkt dieser Überlegungen liegt in einem doppelten Wandlungsprozess, in dem sich die Beziehungen zwischen militärischer Macht und Stadtgesellschaft in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verschoben. Dieser Prozess setzte ein mit der neuartigen und weitreichenden Verflechtung von neuen Kriegstechnologien und Vorstellungen vom Krieg, die wiederum aus der Einführung des Flugzeuges als Kampfwanne resultierten. Nach der ersten Verwendung aerostatischer Fotografie im 19. Jahrhundert und nachdem sich mit dem Beginn motorisierter Flüge auch neue visuelle Möglichkeiten ergeben hatten, wurde die Praxis der Luftaufklärung während des Ersten Weltkrieges auf industrieller Basis organisiert.² Gleichzeitig wurden Städte aufgrund der rapiden Expansion der Luftstreitkräfte der Bedrohung massenhafter Zerstörung ausgesetzt, was sich im Zweiten Weltkrieg im großen Maßstab materialisierte.³ Während die Entwicklung der Luftstreitkräfte, der Luftaufklärung und auch der Tarnung Gegenstand zahlreicher genauer Untersuchungen war, wurden deren spezifische Auswirkungen auf die moderne Stadt bislang vernachlässigt.

Gegenwärtige Kritiker des „Okularzentrismus“ und der „Hegemonie des Sehens“ in der modernen westlichen Kultur liefern die theoretische Unterfütterung für eine kritische Neubewertung dieses Phänomens.⁴ Michel Foucaults Analyse des Panoptikums als eines visuellen Apparates, welcher die Funktionen der Disziplinargesellschaft verkörpert, ist wohl der einflussreichste Beitrag in diesem Feld.⁵ Foucault interpretierte Jeremy Benthams utilitaristisches Modell als einen Überwachungsmechanismus, mit dem es möglich war, einen Häftling in einen Zustand bewusster und permanenter Visibilität zu versetzen und somit das automatische Funktionieren von Macht sicherzustellen.⁶ Verschiedene Autoren haben die militärische Anwendung dieses Prinzips diskutiert. Besonders Paul Virilio hat vorgeschlagen, dass die Einführung von Luftüberwachungskameras in militärischen Konflikten eine Wende hin zu einer neuen „Wahrnehmungsautomatik“ herbeigeführt

² D. M. Reeves, *Aerial Photographs: Characteristics and Military Applications*, New York 1927; Andrew J. Brookes, *Photo Reconnaissance*, London 1975; Peter Mead, *The Eye in the Air: History of Air Observation and Reconnaissance for the Army, 1785-1945*, London 1983.

³ Constance Babington Smith, *Evidence in Camera: The Story of Photographic Intelligence in World War II*, London 1958; John Buckley, *Air Power in the Age of Total War*, London 1999.

⁴ Martin Jay, *Downcast Eyes: The Denigration of Vision in Twentieth Century French Thought*, Berkeley 1993.

⁵ Michel Foucault, *Discipline and Punish*, Harmondsworth 1979; ders., *The Eye of Power*, in: C. Gordon (Hg.), *Power/Knowledge: Selected Interviews and Other Writings by Michel Foucault, 1972-1977*, Brighton 1980.

⁶ Foucault, *Discipline*, S. 201.

habe. Damit gemeint ist ein modernes visuelles Regime, das sich durch eine zunehmende funktionale Trennung zwischen dem direkten menschlichen Blick und den von ausgefeilten Sehmaschinen produzierten Bildwelten auszeichnet.⁷

Es muss betont werden, dass die Zentralität des Visuellen für die Instrumente und Vorgänge auf dem Schlachtfeld beileibe nicht auf die jüngere Geschichte beschränkt ist. Jedoch hat Virilio treffend darauf hingewiesen, wie parallel entwickelnde und eng miteinander verbundene Kriegstechnologien und Warnsysteme ein Angebot an Wahrnehmungsgeräten produzierten, das in zunehmendem Maße die Praxis der Luftbeobachtung vom körperlichen Sehen löste.⁸ Dieser fundamentale Wandel zeichnete sich schon durch die Nutzung der Beweiskraft von Luftbildern in der militärischen Aufklärung während des Ersten Weltkrieges ab.⁹ Mit Nachdruck behauptet der Historiker Seymour Reit, dass „there can be little doubt that, of all the war's lethal new weapons, one of the most dangerous was a simple, unassuming photograph.“¹⁰ Die Entwicklung von Verteidigungstechniken, die auf der Verhüllung von Gegenständen am Boden basierten, war ein Nebenprodukt des panoptischen Apparates militärischer Aufklärung, dessen Sehkraft durch die Einführung des Luftbildes beträchtlich gehoben wurde.

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges wurde der französische Begriff *Camouflage* ins Englische übernommen und umschrieb zunächst eine breite Auswahl von Techniken der Verschleierung oder Irreführung. Wiederholt wurde von Historikern darauf hingewiesen, dass die Irreführung des Gegners bereits im sechsten Jahrhundert vor Christus von Sun Tsu als eine wichtige militärische Taktik beschrieben worden war.¹¹ Nach einer langen Geschichte des militärischen ‚Versteckspiels‘ am Boden und auf See wurde die systematische Fortentwicklung von Camouflage erst mit dem Beginn der militärischen Luftfahrt vorangetrieben, weil das Beobachtungsfeld von der flachen Ebene der terrestrischen Sicht zu den schrägen und vertikalen Achsen der Himmelsperspektive erweitert wurde. Als die neuen Möglichkeiten der Luftaufklärung die Modi der Verschleierung von Truppen, Ausrüstungen und Einrichtungen am Boden zu diktieren begannen, entwickelte sich das Luftbild zum bedeutendsten Instrument, diese Verschleierungen wiederum aufzudecken. Obwohl diese Möglichkeiten im Ersten Weltkrieg noch durchaus begrenzt blieben,

⁷ Paul Virilio, *War and Cinema: The Logistics of Perception*, London 1989, S. 20.

⁸ Ders., *The Vision Machine*, London 1994.

⁹ Beaumont Newhall, *Airborne Camera: The World from the Air and Outer Space*, London 1969; Rupert Martin (Hg.), *The View from Above: 125 Years of Aerial Photography*, London 1983.

¹⁰ Seymour Reit, *Masquerade: The Amazing Camouflage Deceptions of World War II*, New York 1978, S. 97.

¹¹ Sun-Tsu, *The Art of War*, Boulder 1994. Siehe auch: Michael Dewar, *The Art of Deception in Warfare*, Newton Abbot 1989; Reit, *Masquerade*.

zumal dieser vorwiegend zu Lande und zu Wasser ausgefochten wurde, bereitete der Krieg den Weg für eine Wahrnehmungsweise, die umgekehrt eines neuen Sets von angemessenen Gegenmaßnahmen bedurfte: „camouflage – though useful against aerial spotters – was needed chiefly for horizontal protection; but with the coming of fighter-bombers and especially photographic planes, concealment became a vertical problem as well.“¹²

Wie wirkte sich dieses ‚vertikale Problem‘ auf den Schutz und auf die Gestaltung der gebauten Umwelt aus? Gibt es Hinweise auf eine spezifisch urbane Variante von Camouflage? Und falls ja, wie effektiv wirkte sie gegen die Bedrohungen des modernen Luftkrieges? Diese Fragen richten sich auf eine breite Themenpalette, den Status der Stadt als Massenziel im Zeitalter des totalen Krieges betreffend. Einen vorläufigen Schlüssel zu den Antworten bietet die Untersuchung des modernen Diskurses über Camouflage, der in den 1920er Jahren einsetzte, als die Vorstellung vom Luftraum als Schlachtfeld der Wahrnehmungen, umkämpft von Prozeduren der Aufklärung und der Verschleierung, rekonfiguriert wurde.

Der Diskurs der Zwischenkriegszeit: Hin zu einer „Kunst der Verschleierung“

Als unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg dazu aufgerufen wurde, das Problem der Zivilverteidigung systematisch anzugehen, griffen die Militärtheoretiker in Reaktion auf die am weitesten fortgeschrittenen Technologien der Luftbeobachtung auf Naturprinzipien zurück. Das Phänomen der Verschleierung wie es bei der Mimi-kry in der Tierwelt beobachtet werden konnte – Muster, Strukturen, Schattierungen etc. – wurde nun auf den Schutz potentieller Ziele übertragen. In Großbritannien war der Beginn des Zeitalters der „Verschleierungskunst“ Gegenstand eines einflussreichen Buches, in dem der Maler Solomon J. Solomon die wachsende Bedeutung solcher Techniken als integralen Bestandteil industrieller Kriegführung betonte.¹³ Solomon, ein Künstler und Mitglied der Royal Academy, hatte für die Bildung der ersten Camouflage-Einheit in der britischen Armee geworben, nachdem er erfahren hatte, dass in der französischen Armee bereits 1914 solche Spezialeinheiten aufgestellt worden waren.¹⁴ Sein Buch illustriert die auch von den deutschen Truppen benutzte Technik, die Solomon den Methoden der Alliierten gegenüber für überlegen hielt.¹⁵ Diese Technik bestand einerseits aus der exakten Vermessung von zu schützenden Räumen und andererseits aus dem Bau maßstabgetreuer Modelle auf

¹² Reit, *Masquerade*, S. 96. Zur frühen Entwicklung von Camouflage im Ersten Weltkrieg siehe auch Guy Hartcup, *Camouflage: A History of Concealment and Deception in War*, London 1979, S. 16-34.

¹³ Solomon, *Strategic Camouflage*.

¹⁴ Vgl. Reit, *Masquerade*, S. 17-19.

¹⁵ Vgl. für die deutschen Anstrengungen im Ersten Weltkrieg Hartcup, *Camouflage*, S. 29.

der Basis von Luftbildern, um so die Wirkungen der Tarnung auf Aufklärungsbilder zu antizipieren. Hinsichtlich erwarteter künftiger Konflikte sprach sich Solomon für eine konsequente Anwendung künstlerischer Mittel bei der militärischen Verteidigung aus:

„We have all, by now, gathered some little idea of the part played by Art [*sic*] in the Great War. It was, in fact, the only possible reply to the introduction of aerial reconnaissance; for from that moment the battle-field and the landscape for miles behind it, with every incident, every sign of movement or concentration on it, were an open book to that side whose airmen were armed with the all-seeing, all-recording photographic camera.“¹⁶

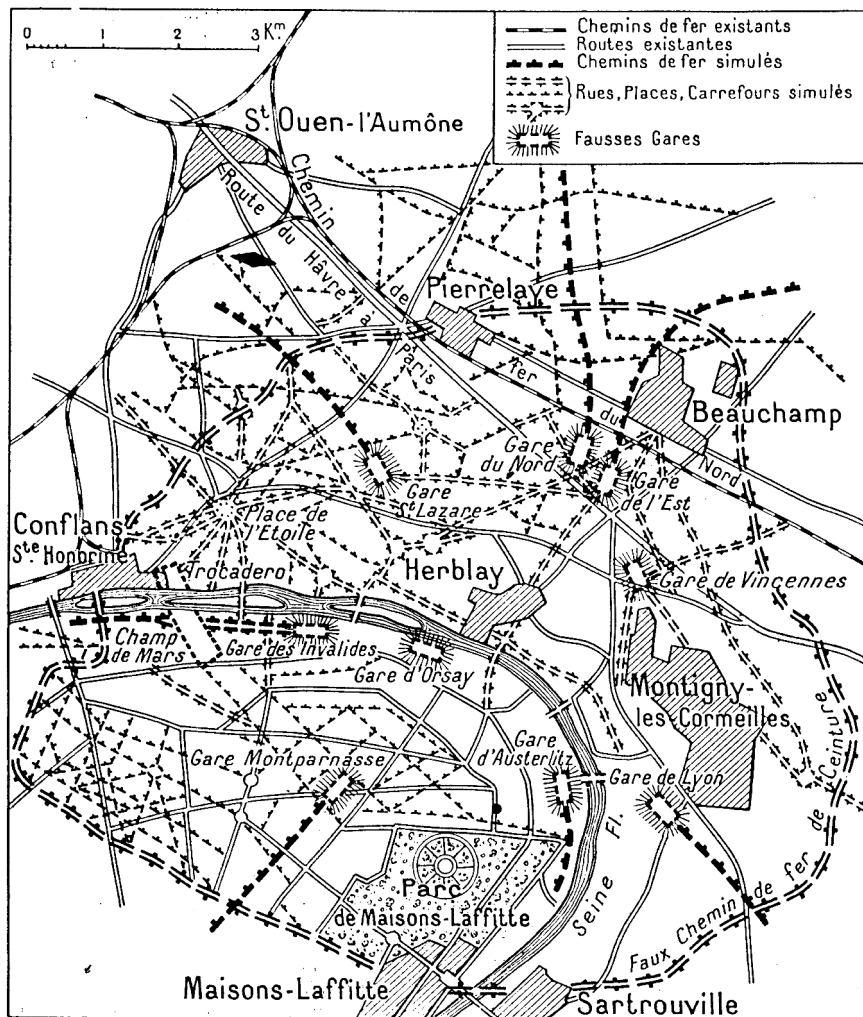
An dieser Passage ist das darin geäußerte Gefühl einer unvermeidlichen Souveränität des Blickes aus der Luft besonders bemerkenswert. Obwohl die Luftaufklärung noch immer keineswegs eine unfehlbare Technik war, erachtete man ihre durchdringende Kraft bereits als verantwortlich für den Beginn eines allwissenden visuellen Regimes. In dieser Hinsicht bezeugt Solomons Buch ein wachsendes Bewußtsein, dass mit der industriellen Kriegführung eine vollständig neue „Logistik der Wahrnehmung“ sich auszubilden begonnen hatte.¹⁷

Auch wenn sich die Frontlinien des Ersten Weltkrieges zumeist durch ländliche Gebiete zogen, beschleunigten die ersten Luftangriffe auf Städte die Ausbildung urbaner Formen der Verschleierung. Zu den frühen Versuchen, Camouflage in einer Großstadt anzuwenden, zählt der Plan für einen vollständigen Nachbau von Paris, der im Sommer 1918 von dem Florentiner Künstler Fernand Jacopozzi – besser bekannt für die von ihm gestaltete Werbekampagne für Citroën, in der er anlässlich der Messe für dekorative Kunst 1925 den Eiffelturm illuminieren ließ – entworfen wurde. Der französische Oberstleutnant Paul Vauthier erzählt in seinem Buch *Le danger aérien et l'avenir du pays*, dass ein „leuchtendes Tarnungssystem“ für einen Landstrich in der Nähe der Stadt entworfen wurde, der Ähnlichkeit mit der Pariser Topographie aufwies (Abb. 1).¹⁸

¹⁶ Solomon, *Strategic Camouflage*, S. 1.

¹⁷ Virilio, *War and Cinema*.

¹⁸ Paul Vauthier, *Le danger aérien et l'avenir du pays*, Paris 1930. Vgl. auch Efi Markou, *Military Thinking and the Urban Question: Industrial Decentralization in France between the Wars*, in: Marcus Funck/Roger Chickering (Hg.), *Endangered Cities. Military Power and Urban Societies in the Era of World Wars*, Boston / Leiden 2004, S. 35-46.



Détail du projet du faux Paris, sur la boucle de la Seine entre Maisons-Laffitte et Conflans-Sainte-Honorine.

Abb. 1: Tarnungsplan für ein „faux Paris“.

Während das Projekt in einer ersten Phase tatsächlich realisiert wurde, der Gare de l'Est wurde komplett mit Schienen und fahrenden Zügen ‚nachgebaut‘, wurde die Gesamtkonstruktion eines *faux Paris* kurz nach Kriegsende aufgegeben.¹⁹ Ein 1920 in der Zeitschrift *L'illustration* publizierter Artikel, in dem der Plan detailliert illustriert wurde, deckte auf, dass der deutschen Spionage die Pläne sowieso bekannt gewesen waren.

Dennoch meinte der Autor, dass diese Kriegslüge gleichwohl deutsche Bomberpiloten in die Irre geführt haben könnte. Er folgerte, dass „selbst wenn der deutsche Generalstab von unserer Arbeit erfahren haben sollte, dies die Irreführung feindlicher Flieger durch das Trugbild einer falschen Fabrik oder eines nachgebildeten Bahnhofs nicht verhindert hätte; und das wäre die Hauptsache gewesen.“²⁰ Dieses Unternehmen verdeutlicht auch, dass die Suche nach substantiellen Formen der Irreführung Camouflage von vornherein mit den Bereichen Kunst, Design und Stadtplanung verknüpfte.²¹ Da Luftangriffe im Ersten Weltkrieg jedoch eine nur untergeordnete Rolle spielten, wurden in unmittelbarem Anschluss daran zunächst nur sporadische Versuche unternommen, einen spezifisch urbanen Typus von Camouflage zu konzipieren.

In der Zwischenkriegszeit etablierte sich Camouflage als ein Dauerbrenner in den Debatten einer wachsenden Zahl von Disziplinen, Natur- und Sozialwissenschaften eingeschlossen. Ebenso inspirierte sie gleichermaßen Literatur und die Bildenden Künste.²² Bildwahrnehmung und optische Täuschung wurden besonders von der Gestaltpsychologie intensiv erforscht. Wolfgang Köhler bezog sich in den späten 1920er Jahren auf Camouflage, als er einen Unterschied zwischen der Wahrnehmungsorganisation einer sinnlichen Realität in ihrer Gesamtheit und der tatsächlichen physischen Einheit der betreffenden Gegenstände postulierte.²³ Er betonte, dass das menschliche Auge aufgrund der verschwommenen Beziehung zwischen Objekten und ihrer benachbarten Umgebung dazu verleitet werden könne, eindeutige Formen zu sehen, die der physischen Beschaffenheit nicht entsprächen. Umgekehrt könne das Auge auch versagen, die Einheit von Objekten zu erkennen, wenn deren Formen sich mit dem Hintergrund vermischten. Methoden wie Effekt-

¹⁹ Ebd., S. 142.

²⁰ Anonym, *Un faux Paris imaginé par la D.C.A.*, in: *L'illustration*, Nr. 4048 vom 2.10. 1920, S. 246.

²¹ Zum Bau von „gefälschten Zielen“ vgl. Oberstleutnant Delanney, *L'attaque aérienne massive du territoire*, in: *Revue des Forces Aériennes* vom 10.5. 1930, S. 503-507. Ich danke Efi Markou für den Hinweis auf dieses Material.

²² Roy R. Behrens, *False Colors: Art, Design and Modern Camouflage*, Dysart 2002; Nicole Zapata-Aubé (Hg.), *André Mare: Cubisme et Camouflage, 1914-1918*, Bernay 1998.

²³ Wolfgang Köhler, *Gestalt Psychology*, London 1930, S. 131. Zu Köhler vgl. Mitchell G. Ash, *Gestalt Psychology in German Culture, 1890-1967*, Cambridge 1995.

malerei oder mimetische Kolorierung, die während des Ersten Weltkrieges umfangreich eingesetzt worden waren, nutzten diese psychologischen Erfahrungswerte. „Die Objekte als solche,“ schrieb Köhler, „werden als optische Wirklichkeiten zerstört und an ihrer Stelle erscheinen sinnlose Flicker, die keinen militärischen Verdacht erwecken, da ähnliche Muster fortwährend durch zufällige Eigenschaften von Landschaft oder Meer produziert werden.“²⁴ Köhler schrieb die Schwierigkeit der Verschleierung der visuellen Einheit von Objekten den Besonderheiten der menschlichen Wahrnehmung sinnlicher Organisation zu. Diese ist nämlich nach der Gestalttheorie auf den geometrischen Zusammenhang hin prädisponiert.²⁵ Er warnte, dass es nicht leicht sei, ein einigermaßen in sich geschlossenes Objekt zu schaffen, das nicht den allgemeinen Bedingungen visueller Entmischung folge, wenn es in einer schlichten Umgebung platziert würde; lakonisch schloss er, Tarnung sei eine „schwierige Kunst“.²⁶

Aus einer anderen Perspektive wurden die Prinzipien visueller Verschleierung von Forschern untersucht, die sich mit der Mimikry in der Tierwelt auseinandersetzten, die gemeinhin als Vorbild für die menschengemachte Tarnung gilt. In einem berühmten, 1936 veröffentlichten Artikel erforschte Roger Caillois die Verbindungen zwischen der Metamorphose unter Insekten und Beschwörungsformeln aus der Zauberei. Beide basierten, so die Argumentation, auf der Assimilation des Subjekts an die Umwelt.²⁷ Am interessantesten auch für die Gegenwartsdiskussion ist, dass Caillois Mimikry als ein „fotografisches“ Phänomen im buchstäblichen Sinne beschrieb, nämlich als eine Schrift des Lichts, wobei die Natur einige Tierarten fortwährend neu gestalte, als ob sie variable Bilder auf deren Körper werfe.

„Morphological mimicry could [...] be, after the fashion of chromatic mimicry, an actual photography, but of the form and the relief, a photography on the level of the object and not on that of the image, a reproduction in three-dimensional space with solids and voids.“²⁸

Caillois erklärte diesen fotogenetischen Prozess als eine Art „Skulptur-Fotografie“ oder *Teleplastie* – ein Begriff, den er von allen spirituellen Konnotationen befreite. Dieses Konzept mag ebenso auf die Erklärung von artifizieller Mimikry anwendbar sein, zumal beobachtet wurde, dass die Fähigkeit des Luftbildes, den dreidimensionalen Raum auf ein flaches Bild zu reduzieren, der Hauptfaktor für die Entstehung

²⁴ Köhler, Gestalt, S. 131.

²⁵ Ernst Gombrich, *Art and Illusion: A Study in the Psychology of Pictorial Representation*, London 2002, S. 204-244.

²⁶ Ebd., S. 132.

²⁷ Roger Caillois, *Mimicry and Legendary Psychasthenia*, in: October 31 (1984), S. 17-32.

²⁸ Ebd., S. 23.

moderner Camouflage war. In Analogie zum Naturreich könnte daher argumentiert werden, dass die Organisation und Abbildung von Objekten entsprechend ihrer fotogenetischen Qualitäten eine Form der Teleplastie darstellt, die vom Blick aus der Luft aufgrund seiner panoptischen Kraft ausgeübt wurde. In anderen Worten, die befürchtete Omnipräsenz eines allsehenden Blickes war die Hauptursache für die Produktion visueller und räumlicher Listen, die darauf zielten, die Lesbarkeit von Objekten und Orten am Boden zu reduzieren.

Die Verbindung zwischen natürlicher Mimikry und der Praxis moderner Tarnung wird am besten vermittelt durch ein Themenheft der *Illustrated London News*, das im selben Jahr wie Caillois Essay publiziert wurde und drei Beiträge zu den Themen Stadtverteidigung, Luftaufklärung und tierische Verschleierung beinhaltete.²⁹ Diese gleichzeitige Beschäftigung mit solchen Themen illustriert ein einschlägiges Interesse an fotografischen und anti-fotografischen Techniken, die im Zweiten Weltkrieg schließlich im großen Maßstab angewendet wurden. Zwei Nachtfotografien bildeten den Großraum Paris vor und nach einem simulierten Blackout anlässlich einer umfangreichen Luftabwehrübung ab.³⁰ In einem anderen Abschnitt illustrierte eine Doppelseite mit vier schrägen, aus niedriger Höhe gemachten Luftbildern von Madrid die Berichterstattung über die jüngsten Ereignisse des Spanischen Bürgerkrieges.³¹ Ein weiterer Beitrag, der den Titel „Rätsel für den scharfäugigsten Feind“ trug, beschrieb das Naturphänomen selbstschützender Tarnung.³² Die gleichzeitige Abbildung von Luftbildern zweier europäischer Hauptstädte, von denen eine tatsächlich angegriffen worden war und die andere einen Angriff simulierte, war wohl kein Zufall. Der Beitrag über Tarnung in der Tierwelt sorgte, wenn auch unbeabsichtigt, für eine zusätzliche Bekräftigung der Ansicht, dass zum Schutz der Städte vor Luftaufklärung in erster Linie aus der Natur zu lernen war.³³

Der Zweite Weltkrieg und der Aufstieg der „strukturellen Tarnung“

Im Vorfeld des Zweiten Weltkrieges wurde die Tarnung von Städten zu einem zentralen Aspekt in den Luftverteidigungsstrategien, da in den Militärtheorien der Zeit die nachhaltige Beschädigung der Kampfmoral in der Bevölkerung als haupt-

²⁹ Illustrated London News vom 31.10. 1936.

³⁰ Ebd., S. 765.

³¹ Ebd., S. 778f.

³² Ebd., S. 783-785.

³³ Einen Überblick über die zeitgenössischen Entwicklungen in Deutschland liefert: Herbert Knothe, Tarnung und Verdunklung als Schutz gegen Luftangriffe: Zweiggebiete des baulichen Luftschutzes, Berlin 1936.

sächliche Auswirkung von Bombenangriffen auf Städte vorhergesagt wurde, so dass die Herstellung der Suprematie in der Luft als entscheidender Faktor im Krieg der Zukunft gedeutet wurde.³⁴ Zerstörten schon die sogenannten „kolonialen Bombardements“ der 1920er und 1930er Jahre einige urbane Räume Afrikas und Asiens, so rückten die während des Spanischen Bürgerkrieges geflogenen Luftangriffe das Schreckgespenst der Zerstörung näher an die Mitte Europas heran.³⁵ In Großbritannien, wo mit der Politik der *Air Raid Protection* (ARP) im Rahmen des Zivilschutzes seit Mitte der 1920er Jahre begonnen worden war, zirkulierten nun, als die Aussicht auf einen Luftkrieg real zu werden drohte, massenhaft Publikationen über Camouflage, die von Werbebroschüren bis zu umfassenden Abhandlungen über das Thema reichten.³⁶ Ein interessantes Beispiel für das zuerst genannte Genre war eine 1939 von der Silicate Paint Company, einem der führenden Farbenhersteller Londons, herausgegebene Broschüre. Die informative Broschüre, überschrieben mit *Camouflage and Aerial Defence*, war dem Firmenkatalog beigelegt, in dem solche Produkte wie „obliterating paint“ angeboten wurden, die aufgrund des Zivilschutzgesetzes von 1939 einen erheblichen Nachfrageanstieg verzeichneten. In der Broschüre wurde der Leser daran erinnert, dass die Schulung in der Luftperspektive ein fundamentaler Aspekt moderner Tarnung war:

„It must be borne in mind that protection from aerial observation requires a totally different technique from protection against direct observation. An aerial force will, in most cases, view objectives from an oblique angle, and consequently a knowledge of the perspective of shadows, or of landscape seen from an unaccustomed angle, is essential to the camouflage designers.“³⁷

Die Wirksamkeit von Tarnanstrichen hing zum einen von den Reflexionswerten der Oberfläche und zum anderen von ihren Wirkungen auf fotosensitives Material ab. Deshalb erteilte die Firma detaillierte Ratschläge wie die Beschaffenheit verschiedener Landschaften auf der Basis der „relativen fotochemisch wirksamen Werte“ von Material und Farben festgestellt werden konnte. Besondere Aufmerksamkeit widmete man der Tarnung von Industrieanlagen, die als die größte Herausforderung beim Schutz wichtiger Orte in Städten und industriellen Zentren angesehen

³⁴ G. J. Ashworth, *War and the City*, London 1991, S. 136-45. Zur Entwicklung einer Doktrin der Luftstreitkräfte siehe Philip S. Meilinger, *The Historiography of Airpower: Theory and Doctrine*, in: *Journal of Military History* 64 (April 2000), S. 467-502.

³⁵ Sven Lindqvist, *A History of Bombing*, London 2001. Siehe auch J. Salas Larrazabal, *Air War over Spain*, London 1969; J. Langdon-Davies, *Air Raid: The Technique of Silent Approach. High Explosive Panic*, London 1938; Caroline Brothers, *War and Photography: A Cultural History*, London 1997.

³⁶ Hartcup, *Camouflage*, S. 48f.

³⁷ Silicate Paint Company, *Camouflage and Aerial Defence*, London 1939, S.10f.

hen wurde.³⁸ Obwohl die Wahrscheinlichkeit, Städte vor Luftangriffen bewahren zu können, als eher gering eingestuft wurde, empfahl die Firma Tarnanstriche für bedeutende Orte und Einrichtungen wie Bahnhöfe, Hafenanlagen oder öffentliche Gebäude. Ebenso behauptete sie, dass nicht nur durch die von grafischen Mustern auf den Oberflächen produzierten perspektivischen Verzerrungen, sondern auch durch die Verwendung von strukturierten Bausteinen gute Resultate erzielt werden könnten. Die Aussage, dass die Designer von Camouflage Künstler mit einem „echten Verständnis für die szenischen Möglichkeiten von Landschaften“ sein müssten, verdeutlicht, wie sehr in den späten 1930er Jahren die Verschleierung als eine Kunst wahrgenommen wurde, die einer Kombination von wissenschaftlichen und kreativen Fähigkeiten bedurfte.³⁹

Während des sogenannten *phony war* warnten britische Experten, dass die vorhandenen Tarnungsmethoden nicht ausreichten, um der bevorstehenden Gefahr eines Luftangriffes zu begegnen.⁴⁰ Daher begannen die Verteidigungsstrategen eine neue Zivilschutzdoktrin zu formulieren, und seit 1940 ließ eine Abteilung im *Ministry of Home Security* offiziell Tarnungsmöglichkeiten erforschen.⁴¹ Kurz vor den ersten Luftangriffen auf England verfasste der Armeeeoffizier Clement Chesney eine weitreichende Abhandlung über *The Art of Camouflage*, in der er die Prinzipien und Techniken der Tarnung in Vorbereitung für den Bombenkrieg entfaltete.⁴² Der Autor, ein Oberstleutnant und Veteran der frühen Bemühungen um eine effiziente Tarnung im Ersten Weltkrieg, kritisierte den lange etablierten Ansatz, nach dem die Praxis der Tarnung zu einer Art Tätigkeitsbereich des *paint-brushing* degradiert gewesen war. Er behauptete, dass seit der Veröffentlichung von Solomons Pionierwerk aus dem Jahr 1920 bildhafte Methoden zumeist überschätzt würden. Chesney glaubte, dass die Tarntechniken Imitation (die optische Angleichung eines Gegenstandes an seine Umwelt) und Störung (das Aufbrechen der Formen und Konturen eines Gegenstandes) kaum effektiven Schutz gegen die immer ausgefeilteren Technologien der Luftbeobachtung böten. Besonders bedauerte er die geringe Aufmerksamkeit gegenüber neuen Methoden, die zwar vergleichsweise teurer wären, langfristig jedoch die besten Aussichten für eine Verschleierung von Gebäuden versprächen. Anstatt dreidimensionale Gegenstände als flache Oberflächen zu betrachten, schlug Chesney eine Technik der Deformation vor, die auf den Charakteristika von Form und Größe aufbauen sollte. So sollten auf bereits existierenden Bauwerken zusätzliche Bausteine mit passender Oberflächenstruktur und

³⁸ Ebd., S. 18.

³⁹ Ebd., S. 20.

⁴⁰ Hartcup, *Camouflage*, S. 56.

⁴¹ Dewar, *Deception*, S. 49.

⁴² Clement H. R. Chesney, *The Art of Camouflage*, London 1941.

Größe gewöhnlich mit überhängenden abfallenden Seiten angebracht werden, um die Wirkung des Schlagschattens zu reduzieren. Er sah in dieser Methode eine Präventivmaßnahme, die schon in Friedenszeiten umgesetzt werden sollte, weil dann Design und Bau noch nicht den materiellen Beschränkungen des Krieges unterworfen wären.

Chesneys technischen Ratschlägen ging eine Serie von allgemeinen Überlegungen aus der Feder von J. Huddleston voraus, der Themen natürlicher und artifizierlicher Tarnung behandelte. Bezüglich des spezifischen Problems des städtischen Schutzes bemerkte Huddleston, dass die praktischen Möglichkeiten, große Städte zu verbergen, angesichts der immanenten Lesbarkeit von urbanen Anlagen extrem gering seien. Während ein guter Teil der gängigen militärischen Verschleierung – so für Truppen, Fahrzeuge oder Ausrüstung – gegen das horizontale Gesichtetwerden eingesetzt würde, müsste der alleinige Zweck von Tarnung in einem urbanen Kontext in der Irritation gegnerischer Luftaufklärung liegen. Hier würde das „vertikale Problem“ offensichtlich erschwert durch die Auffälligkeit von charakteristischen Zeichen zu Lande und zu Wasser, die generell zu den besten Navigationshilfen zählten:

„Is it possible or politic to camouflage a big city – London for instance? The answer is ‚No!‘ Whilst it is fairly easy to merge or lose a single objective in a big city, the River Thames in the case of London, and similar natural features in other cities, are known to any foreign pilot, and act as pointers to ‚targets.‘”⁴³

Die Botschaft war klar: Weder Verschleierung noch Irritation, die zwei fundamentalen Prinzipien von Camouflage, würden für große Agglomerationen, deren Topographien schwerlich zu verheimlichen waren, besonders zweckmäßig sein. Huddleston hielt es für nützlicher, die Ressourcen auf gezielte Eingriffe in kleinräumigen Arealen zu konzentrieren, so z.B. in kleineren Städten oder in bestimmten Lokalitäten innerhalb der großen Städte.⁴⁴ In diesem Ansatz sah er das einzig sinnvolle Prinzip städtischer Tarnung, doch sah er für den Fall großer Bombenangriffe auch hier nur begrenzten Erfolg voraus.

The Art of Camouflage war zweifellos das umfassendste Werk, das während des Krieges zum Thema publiziert wurde, doch war es keinesfalls das einzige. Die *Home Guard* beauftragte ebenfalls 1941 den Maler Roland Penrose, ein Handbuch für die breite Öffentlichkeit zu verfassen.⁴⁵ Das *Manual of Camouflage* entlarvte ebenfalls die Mängel der bildhaften Tarnung und lieferte so weitere Unterstützung für den strukturellen Ansatz. Anderen Theoretikern der Tarnung nicht unähnlich, stützte

⁴³ J. Huddleston, *Civil Camouflage: General Considerations*; Chesney, *Art of Camouflage*, S. 42.

⁴⁴ Ebd., S. 43.

⁴⁵ Roland Penrose, *Home Guard Manual of Camouflage*, London 1941; Vgl. Hartcup, *Camouflage*, S. 54.

sich Penrose auf die Mimikry in der Tierwelt, speziell auf die Funktionen von Oberflächenstruktur und Schatten, um die Vorteile dessen, was er die „Kunst der Irreführung“ nannte hervorzuheben.⁴⁶ Doch warnte er ebenso, dass nicht sorgfältig durchgeführte Tarnungsprojekte fehlschlagen würden, zumal inadäquate Lösungen nur die Aufmerksamkeit auf die eigentlich zu schützenden Ziele lenken würden.⁴⁷ Roy Stanley formulierte kürzlich, „the paradox of camouflage is that if it works it protects, but, if it fails it tells an enemy who can penetrate the camouflage just what the other side values most – thereby making a pointer for attack.“⁴⁸ Diese Gefahr war besonders hoch bei Gebäuden, die nur mit einfachen Mustern bemalt wurden, was die häufig nur geringen Kenntnisse über die Wirkungen von Camouflage auf die Luftfotografie enthüllte. Penrose betonte, dass die *Camoufleurs* bei der Entwicklung ihres Tarnentwurfes den Blickwinkel der Luftbeobachter zu berücksichtigen hätten:

„The majority of men are unfamiliar with observation from this angle. It is therefore very important to learn all we can from a study of photographs taken from the air. The airplane, among many other things, is the eye of the modern army. Its invention makes camouflage more urgent, more difficult, and involves much wider areas.“⁴⁹

Die Dringlichkeit der Verwendung von Fotografien und Modellen bei der Planung von Tarnvorhaben wurde von Militärexperten, die schon vor Beginn des Ersten Weltkrieges nach Wegen suchten, präventiv gegen Luftaufklärung vorzugehen, allgemein anerkannt. Schon Solomon hatte die Wichtigkeit einer Ausbildung im Lesen von Fotografien gesehen, der er überragende Bedeutung bei der Entwicklung einer vollwertigen ‚strategischen Camouflage‘ beimaß. In den frühen 1940er Jahren hatte sich die Meinung festgesetzt, dass *Camoufleurs* Bestandsaufnahmen aus der Luft unternehmen müssten, und zwar aus vertikaler und schräger Perspektive, vorzugsweise auch unter verschiedenen Licht- und Wetterbedingungen, um sich letztlich mit dem Blick aus der Luft vertraut zu machen. Neben anderen zählten Chesney und Huddleston Flugerfahrung zu den essentiellen Voraussetzungen für die Ausbildung der *Camoufleurs* in der fotografischen Interpretation.⁵⁰ Die Frage, wie das Luftbild überlistet werden könnte, führte zu einer direkten Konfrontation zwischen Experten der Fotografie und solchen der Tarnung. Wie Reit bemerkt, „the result was a visual chess game in which – depending on the particular

⁴⁶ Siehe Herbert Friedmann, *The Natural-History Background of Camouflage*, Washington 1942.

⁴⁷ Penrose, *Manual*, S. 15.

⁴⁸ Roy M. Stanley, *To Fool a Glass Eye*, Shrewsbury 1998, S. 9.

⁴⁹ Ebd., S. 6.

⁵⁰ Huddleston, *Civil Camouflage*, S. 55.

operation– each side switched position, playing camera deceiver at one point and photo detective at the next.“⁵¹

Historische Fallstudie: Hamburg als Kriegstheater

In den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges wandelte sich die Bedeutung, die gemeinhin der Tarnung beigemessen wurde. Besonders nachdem die deutsche Luftwaffe ihre Luftüberlegenheit verloren hatte, erhöhte sich der Druck auf Deutschland, neue Defensivstrategien auszuarbeiten, während der britische Geheimdienst sich zunehmend mit der Aufgabe konfrontiert sah, die Kriegslisten des Gegners zu enthüllen.⁵² Der deutsche militärisch-industrielle Komplex war räumlich so verteilt, dass mit dem Beginn der ersten Bombardierungen durch die Royal Air Force im Frühjahr 1940 eine stattliche Zahl strategischer urbaner Räume zu unmittelbaren Kriegszonen transformierten. Der Historiker Martin Middlebrook bemerkt: „The real contest was between the Allied air forces and the German cities themselves. The bombers had so to crush the spirit of the German city dwellers and so to smash up the industries in the cities that, either by breakdown of morale or by industrial collapse, the nation of Germany could fight no longer. What happened *in the cities* was the heart of the whole contest.“⁵³

Als klar geworden war, dass die von Bombenangriffen ausgehende Gefahr alle Städte und urbanisierten Räume betraf und nicht allein industrielle Ziele, wurden die größeren deutschen Städte zu Orten einer ganzen Reihe von Tarnungsprojekten. Alte und neue Listen wurden besonders zwischen 1941 und 1943 eingebracht und erprobt. In Berlin wendete man das Grundprinzip der Verwebung an, um die verräterischen Zeichen prominenter öffentlicher Orte, wie dem Tiergarten oder Unter den Linden zu minimieren.⁵⁴ Beträchtlicher Aufwand wurde betrieben, um die Messehallen in Charlottenburg zu camouflieren. Falsche Gebäudemuster wurden oftmals auf zentrale, auch aus der Luft sichtbare Plätze gemalt, wie im Falle des Münchener Königsplatz. Zu einem ähnlichen Zweck wurde diese Art der strukturellen Tarnung genutzt, um Wasserstraßen in Stadtzentren abzudecken. Ein radikaler Ansatz wurde in Essen erprobt, wo aus einem städtischen See das Wasser

⁵¹ Reit, *Masquerade*, S. 96.

⁵² Die Ausdeutung von Bildmaterial wurde in Großbritannien von der *Central Interpretation Unit* ausgeführt, die im Januar 1941 in Medmenham gebildet worden war. 1944 wurde sie in die *Allied Central Interpretation Unit* überführt, nachdem RAF und USAAF ihre Bildabteilungen zusammengelegt hatten. Vgl. Babington Smith, *Evidence in Camera*.

⁵³ Martin Middlebrook, *The Battle of Hamburg: Allied Bomber Forces against a German City in 1943*, Harmondsworth 1984, S. 75 (Hervorhebungen im Original).

⁵⁴ Reit, *Masquerade*, S. 7; Siehe auch R. Middlebrook, *The Nuremberg Raid*, Glasgow 1975, Kapitel 1-3.

abgelassen wurde. Anderswo wurden Wasserstraßen mit anderen Methoden verschleiert. Beispielsweise wurde in Stuttgart der ovalförmige See auf dem Theaterplatz mit lichtundurchlässigem Material bedeckt und die Attrappe eines Weges auf die gefälschte Oberfläche gemalt, während in Bremen ein durch das Stadtzentrum laufender Abschnitt der Kleinen Weser mithilfe eines großen Gerüsts, das mit Pfählen im Flussbett befestigt worden war, verschleiert wurde.⁵⁵

Die meisten dieser Versuche wurden jedoch von der Luftaufklärung der R.A.F. entdeckt und zirkulierten in der geheimen Publikation *Evidence in Camera*, eine vom britischen Luftfahrtministerium herausgegebene, wöchentlich erscheinende Broschüre, in der den Offizieren die neuesten Erkenntnisse der Luftaufklärung mitgeteilt wurden. Diese Broschüre bildet neben dem archivalischen Bildmaterial eine einzigartige Quelle visueller Dokumente für eine Untersuchung städtischer Tarnungsbemühungen in Deutschland und in den besetzten Gebieten.⁵⁶

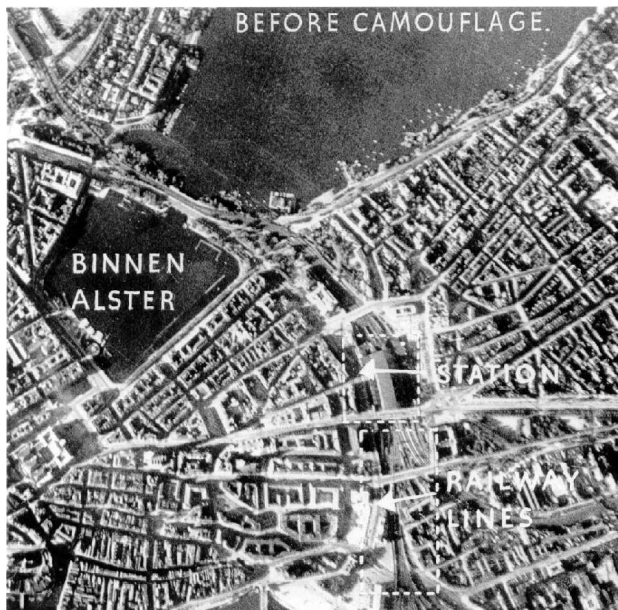


Abb. 2: Die Hamburger Binnenalster vor der Tarnung, undatiert.

⁵⁵ Das Abdecken von Wasserstraßen wurde auch in anderen deutschen Städten versucht. Siehe Ursula Powys-Lybbe, *The Eye of Intelligence*, London 1983 wie auch die Dokumentation von Harun Farocki „Images of the World and Inscription of War“ aus dem Jahr 1988.

⁵⁶ *Evidence in Camera* wurde zwischen Oktober 1942 und März 1945 publiziert.

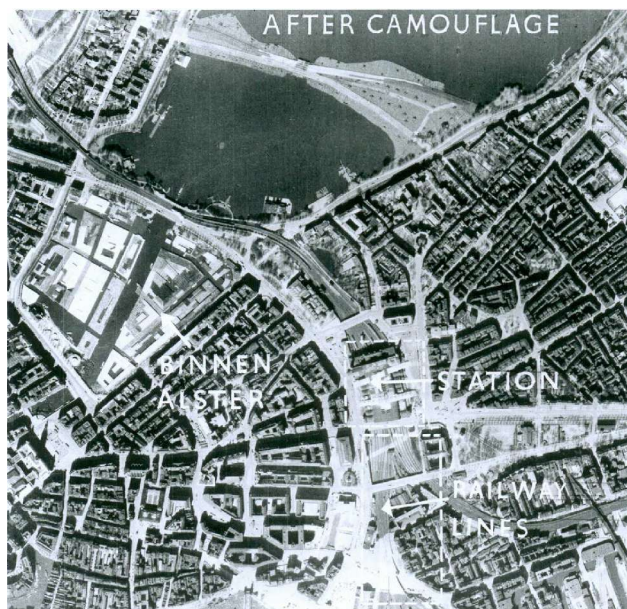


Abb. 3: Die Hamburger Binnenalster nach der Tarnung, April 1941.

Zu den eindrucksvollsten Beispielen zählt die Tarnung weiter Teile der Innenstadt Hamburgs in den ersten Monaten des Jahres 1941. Das betroffene Gebiet grenzte an die zwei benachbarten Seen an, die sich aus dem Abfluß der Alster im Stadtzentrum speisten. Inmitten des Handelszentrums der Stadt und unweit des Hafens gelegen, boten die Becken einen idealen Referenzpunkt für nächtlich anfliegende Piloten. In Erwartung großangelegter Luftangriffe setzten die deutschen Verteidigungsbehörden ein ehrgeiziges Tarnungsprojekt in Gang, mit welchem das Aussehen des gesamten Areals in der Draufsicht verändert werden sollte.⁵⁷ Hauptzweck dieses Unternehmens war die Täuschung von Luftbeobachtern über den genauen Ort strategisch bedeutsamer Ziele: Die Lombardsbrücke, die Binnen- und Außenalster trennt, und zwei anschließende Bahnhöfe (Dammtor und Zentrum) auf beiden Seiten des Flusses.

Das Modell, an dem eine große Zahl von Arbeitern und Technikern mehrere Monate lang gearbeitet hatten, enthielt drei Elemente. Erstens wurde die gesamte Binnenalster mit einem an Masten befestigten Holzdach bedeckt, auf das an ein

⁵⁷ Reit, *Masquerade*; Stanley, *Glass Eye*.

Wohngebiet erinnernde Muster aufgemalt wurden. Hier wurde das Prinzip der Mimikry angewendet, um mit der Simulation eines Stadtbezirks ein verräterisches Wasserbecken zu verschleiern. Zweitens wurde gut fünfhundert Meter von der echten Lombardsbrücke entfernt eine Brücke über die Außenalster nachgebaut, wodurch die klassische List des Köders die Verschiebung der Binnenalster komplettierte. Drittens wurden beide Bahnhöfe von Tarnungsexperten gründlich umgestaltet und verschleiert, indem teilweise Bäume auf den Bahnsteigen gepflanzt, die Größe durch schräg angebrachte Leinwände optisch minimiert und Straßenzüge auf die Hallendächer gemalt wurden.⁵⁸ Zusätzlich komplettierte die zur Verschleierung der benachbarten Hafenanlagen eingesetzte Verwendung von künstlichem Nebelschleiern die angewandten Mittel in diesem umfassenden Tarnungsprojekt.⁵⁹

Das Beispiel der Binnenalster verweist darauf, dass während der ersten Phase des Bombenkrieges Camouflage trotz der ungewissen Wirkungskraft als eine durchaus effektive Maßnahme zum Schutz der Städte angesehen wurde.

Das Projekt wurde aufgrund der Kombination von bildlichen und strukturellen Elementen des öfteren als „Klassiker der Irreführung“ und als „sehr zuverlässige Tarnung“ bezeichnet.⁶⁰ Bei aller akribischen Genauigkeit bot diese Maskerade jedoch keinen Schutz gegen die unter dem Codenamen „Operation Gomorrha“ geführte Serie von Luftangriffen, die die Hamburger Innenstadt im Sommer 1943 dem Erdboden gleichmachten.⁶¹ Aufklärungsfotografien der britischen Luftwaffe, welche die Binnenalster vor und nach der Tarnung abbilden, hatten britischen Experten ermöglicht, das Tarnungsprojekt schon im April 1941 zu enttarnen (siehe Abb. 2 und 3).⁶²

Der Tonwertkontrast zwischen der Oberfläche der realen Stadtstruktur und ihrer Simulation war selbst von untrainierten Beobachtern leicht zu erkennen. Die Graustufen auf der Fotografie unterstützten den fotografischen Ermittler, der zusätzlich noch über ausgefeilte Leseinstrumente verfügte.⁶³ In nachträglicher Einsicht erklärt eine der führenden Deuterinnen fotografischer Aufnahmen, Ursula Powys-Lybbe, warum Schwarz-Weiß-Aufnahmen sogar mehr Details über getarnte Objekte verriet als die direkte Beobachtung: „There is an explanation for the apparent ease with which the interpreters could see through camouflage, both literally and figu-

⁵⁸ Evidence in Camera, Bd. 1 vom 19.10. 1942, S. 10f. Powys-Lybbe, Eye, 80f.; für Abbildungen der verschiedenen Stadien dieses Prozesses siehe auch Stanley, Glass Eye.

⁵⁹ K. F. Wittman, Industrial Camouflage Manual, New York 1942.

⁶⁰ Reit, Masquerade, S. 110; Stanley, Glass Eye, S. 126.

⁶¹ Siehe Conrad C. Crane, Bombs, Cities, and Civilians: American Airpower Strategy in World War II, Lawrence 1993.

⁶² Imperial War Museum, Photograph Archives. Series C, Album 13, Photographs n. 1931-5.

⁶³ Hartcup, Camouflage, 16f. Siehe auch Powys-Lybbe, Eye, S. 77.

ratively, while a pilot might have been deceived. Camouflage was primarily designed in color to blend with the background, so that aircrew would be unlikely to identify the target as they flashed by overhead with no time to search for it. Monochrome or black and white prints in front of the interpreters, meant that a range of neutral tones made it easier to define form, color not being there to distract the eye, and also there was time for examination.“⁶⁴

Über ihre Tätigkeit in der *Central Interpretation Unit* nachdenkend setzte Powys-Lybbe hinzu: „If the German authorities had realized how much we knew about their methods of camouflage, and how we were able to watch every stage of the process, they might well have given it up as hopeless quite early on.“⁶⁵ Wenige Monate vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde in der letzten Ausgabe von *Evidence in Camera* die Unzulänglichkeit der deutschen Techniken entblößt. Bezüglich des deutschen Tarnungsprogramms der Jahre 1941/42 wurde im Text bemerkt, dass „the results achieved some success in confusing the naked eye of the observer from the air, but apart from a few exceptional cases of small structures [...] they failed to deceive the camera.“⁶⁶ Angesichts der fortgeschrittenen deutschen Kenntnisse der Luftfotografie in den beiden Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg kann man annehmen, dass eher die Irreführung der Piloten und weniger der Kamera als bedeutendes Verteidigungsziel galt.⁶⁷ Mit dieser Hypothese können nicht nur die unzähligen Fälle offensichtlich unzureichender Verschleierung, sondern auch die ausgefeilten Tarnungsprojekte erklärt werden.

Zusammenfassung

Diese Untersuchung der frühen Phase moderner Tarnung hat gezeigt, wie das Aufkommen einer modernen „Kunst der Verschleierung“ eingebettet war in die Entwicklung eines panoptischen Apparates, mit dem der Ort der Wahrnehmung vom menschlichen Auge auf dessen technische Erweiterungen verlagert wurde. Da die Geländeerkundung und die Aufnahme der sich ständig verändernden Landschaftsmuster auch im industriellen Krieg praktiziert wurden, hatte die militärische Verwendung von Luftbildaufnahmen erheblichen Einfluss auf die Sicherheit von Städten, die sich umgekehrt zu Orten der Erprobung neuer Verteidigungstechniken entwickelten. Das „Schachspiel“ zwischen Camoufleuren und den Deutern von Luftbildaufnahmen erreichte seinen Höhepunkt in den Jahren 1940 bis 1942, als

⁶⁴ Ebd., S. 79.

⁶⁵ Ebd., 91.

⁶⁶ Air Ministry, *Evidence in Camera* (Special Edition on Photographic Reconnaissance and Photographic Intelligence, 1939-1944) vom März 1945, S. 27.

⁶⁷ Stanley, *Glass Eye*, S. 15-17.

die frühen Bombardierungen eine intensive Suche nach Gegenmaßnahmen produzierten. Der aus dem Albtraum der Massenvernichtung geborene Traum, ganze Städte camouflieren zu können, platzte mit dem unterschiedslosen Bombenkrieg in Verbindung mit der Einführung neuer Instrumente zur Fernerkundung, wie des Radars oder der Infrarotaufnahme.⁶⁸ Die „Kunst der Verschleierung“ war erst dann zu einem systematischen Wissensapparat organisiert worden, als die kombinierte Kraft von Erkennung und Zerstörung aus der Luft bereits deren Grenzen als Produkt des ersten Maschinenzeitalters aufgezeigt hatte.

Im Hamburg-Projekt wurde das gesamte Repertoire ziviler Tarnung auf dem Höhepunkt ihres theoretischen und praktischen Fortschritts mobilisiert, um strategisch bedeutsame Orte in der Stadt vor Luftangriffen zu schützen. Aufgrund seiner Exponiertheit und seiner strategischen Bedeutung verwandelte sich das Hamburger Stadtzentrum durch die Verwendung verschiedener aus dem Bühnenbau abgeleiteter Requisiten – u.a. szenische Malerei, Schattenspiele und Kunstnebel – zu einem veritablen Kriegstheater. In einem größeren Maßstab als anderswo wurde hier menschengemachte Mimikry, ein Mummenschanz gegen den panoptischen Blick der Luftaufklärung, aufgeführt. Dieser vergebliche Versuch der Produktion einer befriedigenden städtischen Tarnung war ein taktischer Schritt in einer Auseinandersetzung, die schon bald mit der unbedingten Anwendung von Gewalt aus der Luft, unterstützt durch neue Technologien der Aufklärung, entschieden wurde. Der in diesem Essay vermessene historische Verlauf deutet auf die zunehmende Dominanz eines Bildregimes, das in der Kraft und Reichweite von Luftwahrnehmung gründete: ein militärisches Panoptikum, innerhalb dessen die Stadt als visuelles und materielles Ziel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts neu konfiguriert wurde.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: L'Illustration vom 2. Oktober 1920, S. 246.

Abb. 2: Imperial War Museum, London, negative C.1931.

Abb. 3: Imperial War Museum, London negative C.1932.

**Dr. Davide Deriu, Architekturhistoriker, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich History & Theory an The Bartlett Faculty of the Built Environment am University College in London,
E-Mail: dderiu@libero.it**

⁶⁸ Bei der „Operation Gomorrha“ wurde erstmals elektronische Ausrüstung eingesetzt, die in der Lage war, Radarbilder zu produzieren. Vgl. Virilio, War and Cinema, S. 77.

Das belagerte Leningrad 1941-1944: Zeitabschnitte im Planen und Handeln der sowjetischen Verteidiger

Vom 7. September 1941 bis zum 27. Januar 1944 belagerten die Deutsche Wehrmacht und die finnische Armee Leningrad.¹ Schätzungsweise eine Million Zivilisten kamen im Zuge dieser Belagerung ums Leben. Die meisten von ihnen starben infolge von Hunger und Kälte. Knapp 900 Tage mussten die Leningrader ausharren, ehe die Stadt von der Roten Armee entsetzt wurde. Die „900 Tage“ wurden in der Folgezeit zu einem Symbol für die Leiden der Leningrader.² Diese Metapher suggeriert eine Einheitlichkeit der Belagerungszeit, die es so nicht gab. Indem die meisten Darstellungen den Schwerpunkt auf die schwere Zeit des Hungerwinters 1941/42 legen, wird dieses Bild als repräsentativ für die gesamte Blockade angesehen. Die Belagerung Leningrads durchlief jedoch mehrere Phasen, die ganz unterschiedliche Probleme mit sich brachten und insbesondere die sowjetischen Verteidiger vor jeweils neue Herausforderungen stellten. Deshalb soll an dieser Stelle die knapp 28 Monate dauernde Blockade entlang der sowjetischen Verteidigungsstrategie in vier Etappen periodisiert werden.³

Der Entschluss zur Blockade und die sowjetische Reaktion: Juli bis Oktober 1941

Die erste Phase war durch die Dynamik des Kriegsverlaufs geprägt. Die sowjetische Führung konnte als Angegriffene zunächst nur auf die von den Deutschen diktiert-

¹ Zur hier nicht näher behandelten deutschen Strategie vor Leningrad vgl. Jörg Ganzenmüller: „... die Stadt dem Erdboden gleichmachen“. Zielsetzung und Motive der deutschen Blockade Leningrads, in: Stefan Creuzberger u.a. (Hrsg.), St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg. Eine Stadt im Spiegel der Zeit, Stuttgart 2000, S. 179-195.

² Als Metapher fanden sie sich auch auf zahlreichen Buchtiteln wieder, vgl. z. B. 900 geroičeskich dnei. Sbornik dokumentov i materialov o geroičeskoj bor'be trudjaščichsja Leningrada v 1941-1944 gg., Moskau/Leningrad 1966, oder das bis heute als Klassiker geltende Buch von Harrison E. Salisbury: 900 Tage. Die Belagerung von Leningrad, Frankfurt a. M. 1970.

³ Diese Periodisierung fußt auf den Ergebnissen meiner Dissertation: Das belagerte Leningrad 1941-1944. Eine Großstadt in den Strategien der Angreifer und Angegriffenen, Diss. Phil., Freiburg 2003. Die Publikation ist für das Frühjahr 2005 geplant.

en Verhältnisse reagieren. Der schnelle Vormarsch der Wehrmacht führte dem Kreml schon nach wenigen Wochen vor Augen, dass die zweitgrößte Stadt der Sowjetunion in unmittelbarer Reichweite des Gegners lag. Man beschloss, das für die Kriegswirtschaft wichtige Potential zu demontieren und ins sichere Hinterland zu bringen. Damit war die Entscheidung getroffen, bei der Evakuierung aus Leningrad Fabrikausrüstung und Rohstoffen den Vorrang gegenüber der Bevölkerung zu geben, von der man zunächst vor allem Facharbeiter aus der belagerten Stadt herausbrachte. Diese Politik konnte im Chaos der ersten Kriegswochen jedoch nur teilweise verwirklicht werden. Zwar wurde nach der Schließung des Belagerungsrings die Evakuierung über den Ladogasee fortgesetzt, doch schon bald behinderten schwere Herbststürme die Schifffahrt, die im November schließlich eingestellt werden musste.

Aus dem Umstand, dass man nur einen Teil der Industriebetriebe rechtzeitig evakuieren konnte, ergab sich die Frage, was aus den in Leningrad verbliebenen Produktionsmitteln werden sollte. Im Sommer 1941 hatte man entschieden, auch im Falle der geplanten Evakuierung einer Fabrik den Betrieb so lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Im Herbst 1941 lief also die Rüstungsindustrie auf Hochtouren und stellte Güter für die Leningrader Front her. Im November 1941 waren jedoch die Energieressourcen aufgebraucht, und die Produktion brach schlagartig zusammen.

Ähnlich entwickelte sich die Lebensmittelversorgung. Auch hier wurden in den ersten Wochen der Belagerung keine Vorkehrungen getroffen, um sich auf einen langen Blockadewinter einzurichten, sondern die Stadt aus den vorhandenen Vorräten versorgt. Nur zögerlich senkte man die Rationen. Offensichtlich rechneten die Leningrader Verantwortlichen mit einer baldigen Befreiung der Stadt.

Die sowjetische Politik in der ersten Phase der Blockade war von schnellen Entscheidungen und Improvisation geprägt. Die im Sommer gewählte Strategie, Leningrad als produzierende Frontstadt zu nutzen, wurde mit Beginn der Belagerung nicht revidiert, ja noch nicht einmal überdacht. Dies führte zur Erschöpfung der vorhandenen Ressourcen, so dass Kriegswirtschaft und Versorgungssystem schließlich zusammenbrachen.

Der Hungerwinter: November 1941 bis März 1942

Mit dem Abzug eines Teils der deutschen Truppen im Herbst 1941 war Leningrad zum Nebenkriegsschauplatz geworden. Die Wehrmacht schaute dem hunderttausendfachen Sterben in der vor ihr liegenden Stadt zu und versuchte durch Artilleriebeschuss möglichst großen Schaden anzurichten.

Für die sowjetische Seite blieb es die vordringlichste Aufgabe, den Belagerungsring möglichst bald wieder zu sprengen. Nur ungehinderte Zufahrtswege konnten die Lage Leningrads dauerhaft verbessern. Nachdem Stalin zeitweilige Überlegungen hinsichtlich einer Kapitulation verworfen hatte, versuchte die Rote Armee, in drei kurz aufeinander folgenden Winteroffensiven die deutschen Linien zu durchbrechen. Allerdings konnte das sowjetische Oberkommando in dieser Phase des Feldzugs keine Kräfte von anderen Kriegsschauplätzen freimachen. Die Leningrader Front musste ohne nennenswerte Verstärkung auskommen, so dass ihre Angriffe regelmäßig an mangelndem Gerät und Soldaten scheiterten.

Die misslungenen Befreiungsversuche zwangen die sowjetische Seite dazu, eine Überlebensstrategie für Leningrad zu entwickeln. Die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln und Energieträgern stellte dabei die größte Herausforderung für die Machthaber in Leningrad dar. Hier nutzte man, dass die Stadt über den Ladogasee mit dem Hinterland verbunden blieb. In einer großen Mobilisierungsaktion organisierte man im Winter 1941/42 ein LKW-Transportsystem über den zugefrorenen See. Doch die Kapazität dieser Eisstraße reichte nicht aus, um genügend Nahrungsmittel in den Belagerungsring zu bringen. So mussten die Bolschewiki die Lebensmittelrationen weiter senken, bis sie im Dezember ihren Tiefstand erreichten.

Im Winter 1941/42 durchlebte Leningrad die schrecklichsten Monate seiner Geschichte. Kälte, Hunger und Tod bestimmten den Alltag. Auch wenn sich die genauen Opferzahlen nicht eruieren lassen, so steht zumindest fest, dass der größte Teil der über eine Million Toten aus dem ersten Kriegswinter stammt.

Bei der Rationierung knüpften die Bolschewiki an das System der Vorkriegszeit an. Staatliche Sonderzuweisungen spiegeln das sowjetische Verteilungssystem der dreißiger Jahre wider. Nur der Mangel, der verwaltet werden musste, war größer. Die Menschen reagierten ihrerseits mit Überlebensstrategien, die sie mehr als zehn Jahre lang eingeübt hatten: sie betrieben privaten Handel auf den Schwarzmärkten, sie unterhielten Patronagebeziehungen zu ihren Vorgesetzten und bereicherten sich im Amt. Andere Formen der Lebensmittelkriminalität, vom Mundraub bis hin zum Kannibalismus, sind als typisch menschliche Verhaltensweisen unter den Bedingungen extremen Hungers zu werten.

Der Staat duldete die Lebensmittelkriminalität, soweit die Menschen damit ihre Lebensgrundlage zu sichern suchten. Gegen organisierte Bandenkriminalität und Schwerstverbrechen gingen die notorisch überforderten Sicherheitskräfte allerdings mit aller Härte vor. Die öffentliche Sicherheit war in der belagerten Stadt dabei jedoch nie ernsthaft in Gefahr, da die Autorität des Regimes nie angezweifelt wurde. Mit dem Zusammenbruch der gesamten städtischen Infrastruktur kam auch die

Leningrader Rüstungsproduktion zum Erliegen. Die Betriebe blieben zwar teilweise geöffnet, sie waren aber keine Produktionsstätten mehr, sondern fungierten als Überlebenszentren in der belagerten Stadt. Dort konnten die Halbverhungerten wenigstens einer Beschäftigung nachgehen und erhielten dafür die eine oder andere Zusatzration. Wirtschaftlich gesehen waren die meisten Arbeiten bedeutungslos, doch als psychologische Stütze war diese Beschäftigungstherapie für viele Leningrader unentbehrlich.

Der Winter 1941/42 hatte gezeigt, dass die Sowjetmacht nicht in der Lage war, eine großstädtische Bevölkerung über den letzten verbliebenen Zufahrtsweg, den Ladogasee, zu versorgen. Die humanitäre Katastrophe hatte einen Strategiewechsel zur Folge. Ab Januar 1942 wurden nun verstärkte Anstrengungen unternommen, die Bevölkerung aus dem Belagerungsring herauszuholen.

Das Arrangement mit dem Blockadealltag: April 1942 bis Januar 1943

Im Frühjahr 1942 entspannten sich die Verhältnisse in Leningrad für alle spürbar. Im April konnte die Schifffahrt auf dem Ladogasee wieder aufgenommen werden. Eine intensivierete Nutzung innerer Ressourcen verbesserte die Versorgungslage zusätzlich, auch wenn weiterhin großer Mangel herrschte.

Im Zuge der allgemeinen Entspannung nahmen auch die Fabriken nach und nach ihre Arbeit wieder auf. Man begann mit Aufräumarbeiten und leitete diese in Reparaturen und die Produktion von Gebrauchsgütern über. In den Rüstungsbetrieben konnten zwar keine Flugzeuge oder Panzer hergestellt werden, doch gelang es, beschädigtes Gerät zu reparieren sowie kleinere Waffen und Munition herzustellen – wenn auch vorerst in geringer Stückzahl. Damit leistete die Leningrader Industrie immerhin einen Beitrag zur Unterstützung der eigenen Front.

Die Entscheidung, die Produktion in bescheidenem Umfang wieder aufzunehmen, resultierte weniger aus grundsätzlichen Überlegungen, sondern war stark improvisiert. Nicht Moskau, sondern lokale Institutionen waren hier federführend, und sie reagierten ganz pragmatisch auf die Veränderung der Verhältnisse. Insgesamt ist der Einfluss des Kremls auf das belagerte Leningrad nur schwach gewesen. Zwar gab die Zentrale mitunter die Richtung vor, doch überließ man die Umsetzung der Vorgaben und das politische Tagesgeschäft den lokalen Organen. Kontrolle übte man vor allem durch das Entsenden von Sonderbevollmächtigten aus, die mit einer fest umrissenen Aufgabe an die nördliche Peripherie geschickt wurden. Stalin vertraute offenbar der von ihm rekrutierten Elite und ließ Männern wie Andrej Ždanov, dem Leningrader Parteichef, oder Aleksej Kosygin, Vorsitzender des Leningrader Evakuierungsrates, relativ große Spielräume, welche diesen eine fle-

xible Politik vor Ort ermöglichten. So traf die Leningrader Führung in der Abgeschlossenheit der Blockade ihre Entscheidungen eigenständig und setzte diese mit teilweise beachtlichem Erfolg um.

In dieser Phase der beginnenden Normalisierung waren die Leningrader wieder stärker dem Unterdrückungsapparat des Staates ausgesetzt. Aus Angst vor einer potentiellen „fünften Kolonne“, welche die Sicherheit der belagerten Stadt angeblich gefährdet habe, gingen die Bolschewiki gegen diejenige Bevölkerungsteile vor, die sich als „deutschfreundlich“ stigmatisieren ließen. Betroffen waren hiervon die deutsche und finnischsprachige Minderheit, die aus dem Blockadering zwangsevakuiert wurden. Die ethnische Zugehörigkeit war aber nicht das einzige Kriterium, das eine Stigmatisierung als „Spion“ nach sich zog. Knapp die Hälfte der aus Leningrad Deportierten waren „sozialfremde und kriminelle Elemente“. Außerdem verfolgte der NKVD Hochschullehrer, die irgendwann einmal im Laufe ihrer Karriere einen Aufenthalt in Deutschland verbracht hatten. Ihnen wurden absurde Geständnisse abgepresst und im Frühjahr 1942 der Prozess gemacht.

Im Juli 1942 entwarf das Staatliche Verteidigungskomitee zum ersten Mal eine Gesamtstrategie für das belagerte Leningrad. Die Newametropole sollte zu einer Frontstadt mit einer Festungsbesatzung von 800.000 Menschen werden. Die Verbliebenen mussten zum einen stark genug sein, um sich selbst zu versorgen, und zum anderen Aufträge für die Leningrader Front erfüllen können. Wurden während der ersten Phase der Blockade die als „wertvoll“ angesehenen Personen bevorzugt evakuiert, so wollte man nun vor allem die Schwachen aus dem Belagerungsring herausholen, die keinen aktiven Beitrag in der Industrie leisten konnten.

Die Normalisierung der Verhältnisse: Februar 1943 bis Januar 1944

Im Januar 1943 trat die Belagerung Leningrads in ihre vierte und letzte Phase. Der Roten Armee war es in ihrem fünften Befreiungsversuch gelungen, eine Bresche in den Blockadering zu schlagen. Über diesen Korridor, der entlang des südlichen Ufers des Ladogasees führte, konnte die Stadt mit ihrer inzwischen stark dezimierten Bevölkerung versorgt werden. Bereits im Februar stiegen die Rationen auf das landesübliche Niveau an. Das Alltagsleben normalisierte sich nun zusehends. Der Artilleriebeschuss der Wehrmacht blieb allerdings eine tägliche Gefahr für die verbliebenen Einwohner.

Auch die Energiezufuhr stabilisierte sich auf einem annehmbaren Stand, so dass die Industrieproduktion immer besser Tritt fasste und in Einzelbereichen respektable Erfolge verbuchen konnte. Noch im selben Jahr konnten die Leningrader und die benachbarte Wolchow-Front mit Schusswaffen und Munition aus der belagerten

Stadt versorgt werden. Das im Sommer 1942 entwickelte Frontstadtkonzept ging unter den verbesserten Bedingungen des letzten Kriegsjahres also auf.

Der bereits zu Friedenszeiten erzeugte künstliche Kriegszustand erleichterte es der Sowjetunion, die Industrieproduktion nach dem deutschen Überfall auf Kriegswirtschaft umzustellen.⁴ Die Produktionsmethoden konnten einfach fortgesetzt werden. Ja, im Grunde traten erst jetzt Bedingungen ein, die diese Methoden sinnvoll machten. Der Kriegszustand musste nicht länger künstlich hergestellt werden, er war Realität geworden. Die Menschen wiesen wiederum ähnliche Reaktionsmuster auf wie in den dreißiger Jahren. Komsomolzen und andere vom System Begeisterte zeigten den gleichen Einsatz bei der Verteidigung des Vaterlandes wie schon beim Aufbau des Sozialismus in einem Lande. Die politisch Indifferenten ließen sich von diesem Engagement teilweise anstecken, entzogen sich aber mitunter auch dem staatlichen Zugriff.

Die weitgehende Normalisierung der Verhältnisse im letzten Blockadejahr führte dazu, dass Stalin die Notwendigkeit einer sofortigen Befreiung Leningrads nicht mehr für gegeben ansah. Der status quo passte somit in das Konzept beider Kriegsgegner. Die Nordfront spielte in den Planungen des Gesamtfeldzuges auf beiden Seiten keine Rolle mehr, und Leningrad verlor für die Militärstrategen jegliche Bedeutung. Aus diesem Grund mussten die Leningrader bis zum 27. Januar 1944 auf ihre Befreiung warten, die militärisch durchaus schon früher möglich gewesen wäre.

**Dr. Jörg Ganzenmüller, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena,
E-Mail: joerg.ganzenmueller@uni-jena.de**

⁴ Zum künstlichen Kriegszustand in den dreißiger Jahren vgl. Dietmar Neutatz: Die Moskauer Metro. Von den ersten Plänen bis zur Großbaustelle des Stalinismus (1897-1935), Köln / Weimar / Wien 2001, S. 315-324.

Berlin tauscht. Schwarzmärkte in Berlin 1939-1950

Wie alle großen Städte bestand [diese] aus Unregelmäßigkeit, [...] Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen, aus Bahnen und Ungebahntem, aus einem großen rhythmischen Schlag und der ewigen Verstimmung und Verschiebung der Rhythmen gegeneinander, und glich im ganzen einer kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht. Die beiden Menschen, die darin eine breite, belebte Straße hinaufgingen, hatten natürlich gar nicht diesen Eindruck.

(Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften)

Eine Geschichte des Berliner Schwarzhandels der 1940er Jahre kommt mit einer ganzen Reihe von Forschungskontexten in Berührung: Wirtschaft, Konsum, Alltag, Geschlecht, Stadt – um nur die wichtigsten zu nennen. Der hier vorgestellte Ansatz versteht die Berliner Schwarzmärkte als Orte einer spezifischen Tauschkultur, welche die Kriegs- und Nachkriegszeit zwischen 1939 und 1950 prägte, und integriert die unterschiedlichen Aspekte des illegalen Handels. Er beschreibt den ökonomischen Tauschalltag von Berlinerinnen und Berlinern im Stadtraum zugleich als Bestandteil einer politisch und kulturell einschneidenden Phase der jüngeren Geschichte. Märkte – so das Argument – sind Paradebeispiele für die Verschränkung unterschiedlicher gesellschaftlicher Ebenen und verweisen auf die soziale und kulturelle ‚Einbettung‘ ökonomischen Handelns. So wurden beispielsweise Tauschsituationen zwischen Schwarzhändlern als „intimate antagonists“ (Clifford Geertz) erst durch Vertrauensleistungen möglich, die häufig an andere soziale Beziehungen (Verwandtschaft, Nachbarschaft, Freundschaft etc.) anknüpften und zur Ausbildung multiplexer Tauschpartnerschaften führten.¹

¹ Vgl. zu diesem Ansatz, die Geschichte der Berliner Schwarzmärkte als eine Kulturgeschichte des Wirtschaftens zu schreiben: Malte Zierenberg, Tauschen und Vertrauen. Zur Kulturgeschichte des Schwarzhandels im Berlin der 1940er Jahre, in: Hartmut Berghoff / Jakob Vogel (Hrsg.), Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels, Frankfurt/M. 2004, S. 168-194.

Die 1940er Jahre können wegen der vielfältigen Verwerfungen, welche die Kriegs- und Nachkriegszeit für alle ‚Verbraucher‘ mit sich brachte, als eine eminent wichtige Phase der deutschen Konsumgeschichte gelten, ohne dass dieser Umstand bislang zur umfassenden Erforschung von entsprechenden Praktiken und Mentalitäten geführt hätte.² Die Etablierung und Fortführung des Rationensystems untermillierte Formen der Konsumentensouveränität und führte zu tiefgreifenden Veränderungen im Konsumverhalten der Deutschen.³ Eins der wichtigsten Momente dieser Übergangszeit markiert die Ausbildung jener alltäglichen Tauschkultur, die moderne Formen des Einkaufens ablöste und eine Vielzahl von Tauschpraktiken an ihre Stelle setzte. Am Berliner Beispiel, das für die Zeit nach 1945 eine vergleichende Perspektive auf die Anfänge von Bundesrepublik und DDR ermöglicht, können die Umriss dieses Tauschkultur-Konzeptes erläutert werden. Tauschkultur wird dabei als ein auf mehreren Ebenen angelegtes Phänomen verstanden, das um die ökonomischen Transaktionen von Tauschpartnern herum ein komplexes Geflecht aus politischen, sozialen und diskursiven Handlungen aufwies. Es geht mithin um Aushandlungsprozesse auf einer alltäglich-ökonomischen und einer politisch-kulturellen Ebene der Übergangs- oder „Inkubationszeit“ (Martin Broszat). An dieser Stelle sollen lediglich in einem weiten Sinne stadthistorisch relevante Aspekte im Vordergrund stehen, die nur einen Ausschnitt des umfangreicheren Forschungsansatzes darstellen.

Fasziniert haben Zeitgenossen wie Historiker insbesondere die öffentlichen Marktplätze der Nachkriegszeit, etwa vor dem Reichstag oder am Alexanderplatz. Hier tauschten Deutsche mit Russen, Amerikanern, Franzosen und Engländern, kam es zu öffentlichen Begegnungen mit den Siegern als Tauschpartnern.⁴ Zwei Aspekte hat diese Fokussierung auf die Schwarzmarktplätze nach 1945 – neben anderen – in den Hintergrund gedrängt. Einerseits die Entstehungs- und Etablierungsgeschichte der Berliner Schwarzmärkte während des Krieges und andererseits das komplexe Ineinandergreifen von Stadtlandschafts- und Marktentwicklung.

² Eine Ausnahme bildet Rainer Gries, *Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität: Leipzig, München und Köln nach dem Kriege*, Münster 1991.

³ Vgl. zu Fragen der Konsumpolitik: Hartmut Berghoff, *Konsumregulierung im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Forschungsansätze und Leitfragen*, in: ders. (Hrsg.), *Konsumpolitik. Die Regulierung des privaten Verbrauchs im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999, S. 7-21. Zur Bedeutung der ‚Schwarzmarktzeit‘ als eine ‚Schule des Marktes‘: Lutz Niethammer, *Privat-Wirtschaft. Erinnerungsfragmente einer anderen Umerziehung*, in: ders. (Hrsg.), *„Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist“*. Nachkriegs-Erfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin 1983, S. 61f.

⁴ Vgl. zur Forschungslage und zum Öffentlichkeitsbegriff Zierenberg, Tauschen, und ders., *The Trading City. Blackmarkets in Berlin during World War II*, in: Roger Chickering / Marcus Funck (Hrsg.), *Endangered Cities. European Cities in the Era of the World Wars*, Leiden e.a. 2004, S. 145-158.

Jede Stadt hat ihre Märkte: Wochenmarktplätze und Markthallen, Läden und Großmärkte, Einkaufszentren und Messen, *shopping malls* und Börsen.⁵ Zu den legalen gesellen sich die illegalen: Drogenumschlagplätze und der Straßenverkauf geschmuggelter Zigaretten sind nur zwei Beispiele für Schwarzmarkträume im heutigen Berlin.⁶ Sie verweisen auf Charakteristika und Problemlagen des städtischen Lebens am Beginn des 21. Jahrhunderts. Dazu gehören das Wohlstandsgefälle zu den östlichen Nachbarn und die Vernetzung von Wirtschaftsräumen sowie das mehr oder weniger gute Gelingen einzelner Prohibitionspolitiken, die gesellschaftliche Normen durchzusetzen versuchen.

Weitaus alltäglicher waren Schwarzmarktvergehen in Berlin während der 1940er Jahre. Ein bekanntes Bonmot der Zeit bemerkte für die Zeit nach 1945, dass sogar die Anklageschriften gegen ‚gewissenlose Schieber‘ in den meisten Fällen auf Papier verfasst worden seien, das vom Schwarzmarkt stammte. Diese Omnipräsenz von illegalen Tauschhandlungen hatte zwei Ursachen, die eine Folge der NS-Kriegswirtschafts- und Versorgungspolitik waren: Erstens die Verknappung von Konsumgütern und zweitens die umfassende Regulierung der Warenströme, die ihren paradigmatischen Ausdruck im ausufernden Rationierungssystem fand, das selbst vor der detaillierten Kategorisierung von Hunderassen nicht Halt machte.⁷ Von der Option, sich am bestehenden Zuteilungssystem vorbei Waren zu ‚besorgen‘, machte bereits während des Krieges eine wachsende Zahl von Berlinerinnen und Berlinern Gebrauch und verbesserte damit die eigene Versorgungslage oder stieg in den quasi gewerblichen Handel mit ein, um zum Teil beträchtliche Gewinne zu erzielen.

Den Bezugsrahmen für die Untersuchung bildet der geografisch definierbare und zugleich als soziales Handlungsgefüge und Bedeutungseinheit fassbare Stadtraum Berlins.⁸ Städte, so könnte man Robert Musils eingangs zitierte Beschreibung paraphrasieren, Städte sind so etwas wie paradoxe räumliche Ensembles von Ordnung und Chaos. Und weiter: Ob man zu diesem ‚Eindruck‘ gelangt, hängt von der Perspektive ab. Was ‚von oben‘, von der wissenden Warte des Erzählers wie eine dyna-

⁵ Vgl. die wohl einflussreichste Beschreibung des Zusammenhangs von Lokalmarkt- und Stadtbildung bei Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5. Aufl., Tübingen 1980, S. 727ff.

⁶ Vgl. zum Zigarettenhandel: Klaus von Lampe, *Organising the nicotine racket: Patterns of criminal cooperation in the cigarette black market in Germany*, in: Petrus C. van Duyne u.a. (Hrsg.), *Criminal Finances and Organising Crime in Europe*, Nijmegen 2003, S. 41-65.

⁷ Vgl. Gustavo Corni / Horst Gies, *Brot – Butter – Kanonen. Die Ernährungswirtschaft unter der Diktatur Hitlers*, Berlin 1997.

⁸ Vgl. allgemein zu Perspektiven der Stadtforschung im NS: Lu Seegers, *Stadtgeschichte in der NS-Zeit. Aktuelle Forschungen und Perspektiven (Tagungsbericht)*, in: IMS 2/2003. Die gerade boomenden „urban studies“ können in vielerlei Hinsicht schon zurückgreifen auf Robert E. Park, *The City*, Chicago 1967.

misch-chaotische Einheit aussieht, bildet für Passanten den überschaubaren Raum einer Straße. Gesichert durch den „dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen“ kann das Leben in der Stadt seine unterschiedlichen „Rhythmen gegeneinander“ klingen lassen, ohne den städtischen Zusammenhang preiszugeben.

Die neuere Raumsoziologie würde Musils Erzähler insofern zustimmen, als sie den prozessualen Charakter von Raumbildung betont. Martina Löw hat auf die „Entstehung des Raums“ als „ein soziales Phänomen“ hingewiesen, das in der Form einer „Synthese von sozialen Gütern, anderen Menschen und Orten in Vorstellungen, durch Wahrnehmungen und Erinnerungen“ sowie durch „Spacing“ hervorgebracht und in alltäglichen Routinen repetitiv bestätigt und neu ausgehandelt wird.⁹ Räume werden „in Routinen immer wieder auf die gleiche Weise hergestellt“¹⁰ und können, wenn ihre „(An)Ordnungen über individuelles Handeln hinaus wirksam bleiben“ die Gestalt von „institutionalisierten Räumen“¹¹ annehmen. Die ‚Straße‘ von Musils Passanten gehört zweifellos dazu. Aber auch städtische Konsumräume aller Art sind Produkte solcher Institutionalisierungsleistungen.

Wenn jede Stadt ihre solchermaßen ausgehandelten Märkte und Handelsräume hat, welche Geschichte der Stadt Berlin erzählen dann im Umkehrschluss ihre schwarzen Märkte der Kriegs- und Nachkriegszeit zwischen 1939 und 1950, und wie ließe sich dieser Zusammenhang explizieren? Am Beispiel der Berliner Schwarzmärkte zeigt sich, dass die Kriegs- und Nachkriegsgeschichte der Stadt, dass die Wandlungen des materiellen und in Alltagshandlungen hergestellten Stadtraums aufs engste mit unterschiedlichen Marktbildungsprozessen zusammenhängen – und umgekehrt. Auf der einen Seite erschwerten beispielsweise die Zerstörungen von Gebäuden das ‚normale‘ Funktionieren urbaner Einrichtungen und machten ‚alternative Infrastrukturen‘ möglich oder sogar notwendig.¹² Andererseits konnten diese kreativen Neunutzungen und Umbewertungen von Raum auch Inseln städtischen Lebens und städtischer Geselligkeit kreieren, die nur zum Teil als Übergangs- und Krisenphänomene gedeutet wurden. Hintergrund dieser Prozesse waren die Wandlungen der Stadtlandschaft im Krieg. Die dramatischen Veränderungen bildeten in erster Linie Ergebnisse des Kriegsverlaufes ab. Dem ersten, relativ ruhigen Kriegsjahr folgte mit den Bombardements im Jahr 1940, vor allem aber mit Beginn der schweren Luftangriffe im Sommer 1943 ein Prozess weit reichender Zer-

⁹ Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt/M. 2001, S. 263.

¹⁰ Ebd., S. 166.

¹¹ Ebd., S. 226.

¹² Vgl. Dirk van Laak, *Infrastrukturgeschichte*, in: GG 3/2001, S. 367-393.

störung, aber auch einer dynamisch-fragilen Umorganisation des städtischen Lebens. Weit davon entfernt, lediglich die unmittelbar betroffenen Einwohner und Infrastruktureinrichtungen zu erfassen, wirkten sich der Luftkrieg und die getroffenen Abwehrmaßnahmen auf den gesamten Rhythmus der Stadt und das Leben aller Bewohner aus und beförderten die Etablierung sowohl ‚alternativer Infrastrukturen‘ als auch alternativer Alltagspraktiken und -routinen. Dabei lösten diese Veränderungen des Alltagslebens zum Teil jene Neuerungen ab, die als offizielle Maßnahmen die Stadt auf den Krieg hatten vorbereiten sollen, oder ergänzten sie. Der Ausnahmezustand Krieg beförderte somit beides: die intendierte Schaffung neuer Institutionen, welche ein kriegstaugliches und dabei doch so ‚normal‘ wie mögliches Alltagsleben organisieren sollten, und den in weiten Teilen chaotischen, nicht steuerbaren Prozess der Ausbildung ‚eigensinniger‘ Verhaltensweisen und illegaler Institutionen, die solche Bemühungen unterliefen.

Das Berlin der Kriegs- und Nachkriegsjahre war eine Stadt massiver unkontrollierter Bewegungen, die häufig eine Reaktion auf die ‚von oben‘ gelenkten Steuerungsversuche waren.¹³ So standen den organisierten Evakuierungen ‚wilde‘ Stadtfluchtbewegungen gegenüber, entzog sich eine ganze Reihe vor allem ausländischer Arbeitskräfte im bürokratischen Chaos den auferlegten Arbeitsverpflichtungen und führte ein vagabundierendes Leben zwischen Hotels, Gelegenheitsjobs und Illegalität, bildete sich ‚unterhalb‘ des planvollen Versorgungssystems mit seinen Abgabestellen und Verrechnungslisten eine eigene illegale Infrastruktur des schwarzen Marktes.¹⁴ Alles das war vor allem ein Produkt des Krieges.

Das von Musil beschriebene Friedens-Stadtbild einer auf widersprüchliche Weise zusammengehörenden Einheit von Chaos und Ordnung geriet während des Krieges nachhaltig aus dem Gleichgewicht. Die Mischung aus „Bahnen und Ungebahntem“ – könnte man sagen – ließ gewohnte Friedens-Proportionen weit hinter sich. Die Geschichte Berlins zwischen 1939 und 1945 ist deshalb zunächst eine von Zerstörung, Gewalt, Unsicherheit und staatlicher Intervention und damit in erster Linie eine Krisengeschichte der Stadt im Zeichen des „Alltags im Ausnahmezustand“ (Susanne zur Nieden). Zugleich ist sie aber auch die Geschichte von Ausgleichsbewegungen, die sich den repressiven bis fürsorglichen Regulierungsversuchen der NS-Obrigkeit (Verordnungen, Sonderzuteilungen nach Bombenangriffen etc.) wie den Kriegseinwirkungen zu entziehen suchten, und den Störungen eines ‚normalen‘ städtischen Alltags neue Handlungsmuster und Routinen zur Seite stellten.

¹³ Auch diese Versuche konnten einander allerdings widersprechen und zum Teil lediglich Scheinrationalitäten erzeugen.

¹⁴ Vgl. zu den Evakuierungen Julia Torrie, in: Funck/Chickering, *Endangered Cities*, S. 47-62. Ein großer Teil der ausländischen Berliner Schwarzhändler war zum ‚Arbeitseinsatz‘ in die Stadt gekommen. Vgl. den Bestand A Rep 358-02 des Landesarchivs Berlin.

Insbesondere die Nutzung und Bewertung unterschiedlicher Stadträume bieten dafür Anschauungsmaterial. Die enge Verschränkung von alltäglichen Raumbildungsprozessen unter den Bedingungen kriegsbedingter Veränderungen einerseits und der Etablierung unterschiedlicher illegaler Handelsräume des Schwarzmarktes andererseits soll hier anhand von drei Beispielen skizziert werden.

1. Durch die umfangreiche Regulierung des Konsums wurde de facto eine Verknappung regulärer, für Kaufentscheidungen offener Geschäftsräume bewirkt. An die Stelle ‚freier‘ Konsumräume trat in zunehmendem Maße die Umfunktionierung von Läden zu Abgabestellen, in denen festgesetzte Warenkontingente gegen Marken ausgegeben wurden. Damit war ein Kernbereich modernen städtischen Lebens teilweise außer Kraft gesetzt. Ein Kennzeichen der modernen Konsumgesellschaft, das darin besteht, ein sich weiter ausdifferenzierendes Distributionssystem zur Verfügung zu stellen, das dem einzelnen Konsumenten eine immer breitere Angebotspalette bietet, verkehrte sich in sein Gegenteil.

Das hatte vor allem zwei Konsequenzen. Zum einen veränderte sich der Charakter von Geschäftsräumen wie Läden, Kneipen oder Cafés. Denn ein Großteil der Berliner Schwarzhandelsgeschäfte der Kriegszeit fand nun in solchen Teilöffentlichkeiten statt. Neben den legalen Praktiken wurden hier eine ganze Reihe illegaler Transaktionen abgewickelt. Die reglementierten Warenmärkte fanden damit zum Teil über Umwege ihre angestammten Räume wieder, folgten nun aber anderen Regeln und veränderten damit deren Gesicht. Aus Räumen sorglosen (demonstrativen) Konsums konnten solche einer klandestinen alltäglichen Unterwelt, aus ‚harmlosen‘ Begegnungen solche doppelbödig-kriminellen Charakters werden. Dieser Vorgang beschreibt einen Prozess der Kriminalisierung des Alltäglichen, der mit den vielfältigen Verordnungen in Gang gesetzt wurde.¹⁵ Die damit gegebenen Veränderungen gingen soweit, dass mit den Neubewertungen von Räumen bestimmte Berufsgruppen wie beispielsweise Kellner von vornherein als Schwarzhändler angesehen wurden – keine Kleinigkeit, bedenkt man, dass eine große Zahl von Polizeimaßnahmen auf – mitunter nicht stichhaltige – Denunziationen zurückgingen. Die Praxis, den Konsumraum ‚Laden‘ ‚von oben‘ umzudefinieren, führte auf diese Weise sowohl zum Unterlaufen der Vorgabe als auch zur weitreichenden Umbewertung von Räumen als „Synthese von sozialen Gütern“ und „anderen Menschen“ (Martina Löw) und veränderte das soziale Gefüge der Stadt nachhaltig. Denn diese Umbewertungen erstreckten sich neben den Lokalitäten, die traditionell der Halbwelt zugerechnet wurden, auf fast alle Einzelhandelsbetriebe und andere teilöffentliche Stadträume.

¹⁵ Vgl. Zierenberg, *Trading City*, S. 146 (und Anm. 5 ebd.).

Zum anderen folgte auf die Dezimierung gewohnt offener Konsumeinrichtungen die Umwidmung zuvor anders konnotierter Räume. Denn neben den als Handelsstätten etablierten Geschäften, Kneipen, Bordellen usw. richtete sich eine wachsende Zahl von Berlinerinnen und Berlinern die Wohnung als Tauschort ein. Wohnungen dienten in solchen Fällen fortan nicht mehr nur rein privaten Zwecken, sondern auch als Lagerstätten und Verkaufsräume, die, voneinander getrennt, das gängige Konzept eines städtischen Wohnungsraumes komplett veränderten. Wo eine solche Umwidmung nicht permanent möglich oder gewollt war, griffen Schwarzhändlerinnen und -händler auf temporäre Lösungen zurück und verwandelten die Wohnung beispielsweise abends in einen Geschäftsraum, um ihn danach wieder zur ‚Wohnung‘ werden zu lassen.

2. Oberhalb dieser Mikroebene von Raumumbildungsprozessen wirkten sich die Zerstörungen durch den Bombenkrieg massiv auf das Makrosystem Stadt aus. Insbesondere zum Ende des Krieges und in der ersten Nachkriegszeit organisierte sich das Berliner Alltagsleben vielfach auf der Ebene von durch die Kriegseinwirkungen definierten städtischen Segmenten, die Beobachter an das Nebeneinander voneinander separierter Dorfeinheiten erinnerten.¹⁶ Dieser Kleinteiligkeit entsprach eine bereits während des Krieges ausgebildete Tendenz zur Ausbildung lokaler Tauschnetzwerke, deren Warenumsschlag auf begrenztem Raum stattfand und damit moderne Formen des transregionalen und -nationalen Warenverkehrs umkehrte. Überschaubare Kiez-Tauschnetzwerke zwischen Nachbarn, Kollegen, Kegelschwestern etc. boten einerseits den Vorteil, dass sie an Vertrautheitsbeziehungen anknüpfen konnten und damit das Risiko auf den kaum abgesicherten Märkten, die keine rechtlichen Sanktionen kannten, verringerten. Andererseits trug die Ausbildung begrenzter räumlicher Handelsräume dem wachsenden Mobilitätsproblem Rechnung. Weil ‚Besorgungen‘ nicht mehr in der ganzen Stadt getätigt werden konnten wuchs die Bedeutung stadtteilbezogener illegaler Verteilernetze, die nur in einigen Fällen durch wenige, aber wirkungsvolle „weak ties“ (Mark Granovetter) an regionale, nationale oder sogar transnationale Märkte angeschlossen waren. Im Chaos der letzten Kriegs- und der ersten Nachkriegsmonate überlebte diese Form des Schwarzhandels das Ende des Dritten Reiches. Der Zusammenbruch der Stadt, die Erfahrungen von Tod, Gewalt und Elend führten zudem zu einer Umbewertung der illegalen Praktiken. Im Vakuum unklarer Obrigkeitsverhältnisse und angesichts des alltäglichen Chaos verschoben sich moralische Maßstäbe, konnten zuvor abgelehnte Verhaltensweisen – mit guten Gründen – zum Beispiel als ‚Nachbarschaftshilfe‘ ausgelegt werden. Die sich auflösende Stadt kannte keine Räume mehr,

¹⁶ Vgl. die Erinnerungsberichte des Bestandes F Rep 240 Acc. 2651 der Zeitgeschichtlichen Sammlung des Landesarchivs Berlin.

die nicht als Tauschräume in Frage kamen. Straßen, Häusereingänge, Wohnungen, der Bunker – überall konnten Tauschgeschäfte stattfinden. Diese Erosion klarer Raumbezüge, die Orte des Konsums zuvor von anderen unterschieden hatten, war ein wichtiger Bestandteil im umfassenden Auflösungsprozess, der das System Stadt erfasste.

3. Doch bereits während des Krieges setzte auch der umgekehrte Trend einer im Stadtbild sichtbaren Wiederherstellung öffentlicher, den Handel zentralisierender Tauschplätze ein, die – von den Kriegseinwirkungen unterbrochen – die Stadtmitte und auch die restlichen Teile Berlins nach und nach mit einem Netz von Handelsplätzen, die an das Erscheinungsbild von Wochenmärkten erinnerten, überzogen.¹⁷ Die großen öffentlichen Schwarzhandelsplätze am Brandenburger Tor, am Alexanderplatz, in der Brunnenstraße usw. vergrößerten den Einzugsbereich der Waren. Darüber hinaus ermöglichten und inszenierten sie zusammen mit anderen kulturellen Veranstaltungen Formen von städtischer Geselligkeit im Übergang von der Kriegs- zur Nachkriegszeit.

Die alten Muster räumlicher Orientierung und Stadtwahrnehmung in Friedenszeiten waren durch die Einwirkungen des Krieges in eine Krise geraten oder außer Kraft gesetzt worden. Die Märkte bildeten in ihrer Form als Versammlungsöffentlichkeiten wichtige Bezugspunkte einer sowohl räumlichen als auch einer umstrittenen moralischen Neubestimmung des städtischen Lebens in Berlin. Die alltägliche Orientierung an den Schwarzhandelsplätzen als Bezugsgrößen beförderte so auf der einen Seite die Reetablierung einer bestimmten, politisch nicht gewollten öffentlichen Ordnung im Chaos der Nachkriegszeit und rückte andererseits die Märkte selber und das auf ihnen stattfindende Geschehen verstärkt in den Mittelpunkt der öffentlichen Verhandlungen über diese Praktiken. Die Stadt gewann mit den Märkten nicht zuletzt eine Institution zurück, die nach der ‚Bunkerzeit‘ als Symbol der wiedergewonnenen ‚Normalität‘ interpretiert werden konnte.

Neben den kontroversen Debatten darüber, ob die Teilnahme am illegalen Handel moralisch vertretbar sei, die den wichtigsten Strang des Schwarzmarktdiskurses fortsetzten, neben dem Elendsdiskurs und den Anachronismustopoi, setzte sich die Rede über die ‚blühenden Märkte‘ als positive Naturmetaphorik über das ‚Markttreiben in der Ruinenlandschaft‘ durch. Das städtische Leben hatte damit nach dem Ende des Bombenkrieges und den Häuserkämpfen den Straßen-Raum zwischen Trottoir und Dachfirst als wichtigsten Teil städtischer Selbstwahrnehmung ‚zurückerobert‘. In der Rezeption der Märkte als Neubeginn spiegelte sich zugleich der Öffnungsprozess der Stadt. Vieles spricht dafür, diesen Teil der Schwarzmarkttraum- und Stadtgeschichte als wichtigen Bestandteil der Ausbildung einer

¹⁷ Vgl. Zierenberg, Trading City.

‚therapeutic community‘ zu verstehen, wie ihn jüngst Ansätze der Sozialgeografie beschrieben haben.¹⁸ Die Stadt wurde – bei allen Problemen – langsam wieder zur Stadt, indem sie sich über die zentral gelegenen Plätze und das ‚Treiben‘ auf ihnen definierte. Dieser Prozess wurde nicht zuletzt von außen verstärkt, indem Fremdwahrnehmungen – etwa in ausländischen Zeitungen, Kinofilmen etc. – diesen Eindruck aufnahmen und Berlin als irgendwie anrühige, aber auch abenteuerliche und aufregende Stadt des harmlosen, wiewohl nicht immer legalen Neuanfangs schilderten.¹⁹

**Malte Zierenberg, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität zu Köln,
E-Mail: mzienberg@gmx.de**

¹⁸ Andreas Ranft / Stephan Selzer (Hg.), Städte aus Trümmern. Katastrophenbewältigung zwischen Antike und Moderne, Göttingen 2004.

¹⁹ Vgl. neben einer Vielzahl zeitgenössischer Reportagen vor allem Billy Wilders Film *A foreign affair*, der bereits 1948 mit einer entsprechenden, überaus einflußreichen Berlin-Stilisierung begann.

Postmortem City.* Plädoyer für eine „Geopolitik des Urbanen“

„Kriege werden heute nicht in Schützengräben oder auf Schlachtfeldern ausgefochten, sondern in Wohnzimmern, Schulen und Supermärkten.“¹

Städte, Krieg und organisierte politische Gewalt waren schon immer aufeinander bezogen und haben sich wechselseitig geprägt. Die weitverbreiteten Überreste urbaner Fortifikationen, besonders in Asien, Nordafrika, Europa und in Teilen Südamerikas, sind lebendige Zeugnisse für die Tatsache, dass schon in vormodernen und vornationalen Zivilisationen, Städte und Stadtstaaten gleichermaßen Akteure wie Ziele der Kriegführung gewesen waren. In der Vormoderne wurden Städte zur Verteidigung gebaut, aber ebenso auch als ökonomische, politische, religiöse oder soziale Herrschaftszentren. „The city, with its buttressed walls, its ramparts and moats, stood as an outstanding display of ever-threatening aggression.“² Plünderungen und Zerstörungen von Städten und ihrer Bewohner waren nach Max Weber die zentralen Elemente vormoderner Kriegführung. Tatsächlich machen solche oftmals allegorischen Geschichten einen guten Teil des Alten Testamentes – insbesondere des Buches Jeremiah und der Klagelieder – wie auch anderer klassischer religiöser und philosophischer Texte aus: Die Mythen der städtischen Ruinen erwuchsen an den Wurzeln unserer Zivilisation.³ Im Entstehungsprozess

* Dieser Beitrag ist die übersetzte, überarbeitete und stark gekürzte Fassung des Aufsatzes Postmortem City. Towards an urban geopolitics, in: City 8 (2004), S. 165-196. Ich bedanke mich bei der British Academy für ihre Unterstützung, ohne welche die diesem Essay zugrunde liegenden Forschungen nicht hätten durchgeführt werden können. Der Begriff wurde von Chris Hables Gray bei der Beschreibung eines Stadtplans von Tokio entwickelt, auf dem die Schäden nach dem amerikanischen Luftangriff vom 9./10.3. 1945 verzeichnet sind. Bei dem Angriff, dem mörderischsten in der Geschichte des Krieges, wurden innerhalb weniger Stunden 130.000 Menschen getötet. Siehe Chris Hables Gray, Postmodern War. The New Politics of Conflict, London 1997.

¹ Sultan Barakat, City war zones, in: *Urban Age* (1998), S. 11-19.

² Lewis Mumford, *The City in History: Its Origins, Its Transformations, and Its Prospects*, New York 1961, S. 44.

³ Marshall Berman, Falling towers: city life after urbicide, in: Dennis Crow (Hg.), *Geography and Identity: Living and Exploring Geopolitics of Identity*, Washington 1996, S. 172-192.

moderner Nationalstaaten seit dem 16. und 17. Jahrhundert begannen diese auch die politische Gewalt zu monopolisieren, so dass die weiter wachsenden Städte zwar ihre Aufgaben als Organisatoren eigener Armeen und eigener Verteidigung verloren, jedoch weiterhin Zentren politischer Macht blieben.

Militärische, politische und ökonomische Stadeliten leiteten weiterhin Gewalt, Kontrolle, Unterdrückung sowie den Erwerb von kolonialen Besitzungen, Rohstoffen, Reichtum und Arbeitskräften.⁴ Im 19. und 20. Jahrhundert waren die Industriestädte der nördlichen Hemisphäre synchron mit der technologischen Vernichtungskraft gewachsen. Sie stellten die Menschen und das Material und ermöglichten somit die industrielle Kriegsführung des 20. Jahrhunderts. Gleichzeitig wurden im Totalen Krieg die (oftmals von weiblichen Arbeitskräften getragenen) Industrien und Wohnviertel zu militärischen Zielen ersten Ranges. Die moderne Industriestadt wandelte sich in ihrer Gesamtheit zu einem Kriegsraum. Innerhalb weniger Jahre verschoben sich die Ziele von Bombardements ausgewählter Orte innerhalb von Städten über ausgedehnte Angriffe auf urbane Räume hin zur unmittelbaren Vernichtung von kompletten Stadträumen und Stadtbevölkerungen.⁵ Bis auf den heutigen Tag gilt die Einnahme von strategisch und politisch bedeutsamen Städten als das ultimative Symbol von Eroberung und nationalem Überleben.⁶

Aufgrund der zentralen Rolle von Urbanisierung wie der Ausübung politischer Gewalt für den Prozess der Modernisierung ist diese tiefe wechselseitige Durchdringung von Stadt und Krieg wohl keine Überraschung. Nach Jan Pieterse ist die Moderne weitgehend eine Moderne im Krieg.⁷ Während es heutzutage nicht länger möglich ist, Städte durch Verteidigungswälle und Schutzzonen zu begrenzen und vor militärischen Eingriffen zu schützen, bleibt die bewusste Zerstörung von Städten und ihrer Versorgungssysteme in Zeiten der Krise und des Krieges eine nun seit über 8.000 Jahren Urbanisierungsgeschichte währende Konstante.⁸ Städte bilden somit nicht nur den Hintergrund oder die Umgebung für Krieg und Terror. Vielmehr waren ihre Gebäude, Anlagen und Institutionen, ihre Industrien und Infrastrukturen, ihre kulturelle Vielfalt und symbolische Bedeutungen explizite Ziele für eine große Zahl bewusst ausgeführter Angriffe. Diese im Wesentlichen urbane Räumlichkeit von organisierter politischer Gewalt fällt kaum in den Blick der vor allem an

⁴ Felix Driver / David Gilbert (Hg.), *Imperial Cities: Landscape, Display and Identity*, Manchester 2003.

⁵ Martin Shaw, *War and Genocide*, Cambridge 2003, S. 131.

⁶ Ebd., S. 1.

⁷ Jan P. Pieterse, *Globalisation, kitsch and conflict: technologies of work, war and politics*, in: *Review of International Political Economy* 9 (2002), S. 1-36, hier: S. 3.

⁸ Paul Virilio, *The overexposed city*, in: *Zone 1/2* (1987), S. 14-31; Kenneth Hewitt, *The social space of terror: towards a civil interpretation of total war*, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 5 (1987), S. 445-474, hier: S. 469.

zeitlichen Abläufen orientierten Historiker, welche das Forschungsfeld der urbanen Gewalt im 20. Jahrhundert noch immer dominieren, so dass die Strategien der Architekturen sowie der Stadt- und Raumplanungen, welche den Strategien des informellen Terrors wie des Staatsterrors einerseits immanent sind, diese andererseits auch erleiden und reflektieren, allzu häufig schlicht übersehen werden.⁹ Für diese explizite Konzentration auf die (versuchte) Vernichtung von Städten im modernen Krieg hat der Geograph Ken Hewitt den Begriff *place annihilation* geprägt.¹⁰ „Für einen Sozialwissenschaftler“, betont Hewitt, „ist es geradezu zwingend zu fragen, wer getötet wird und wessen Orte gewaltsam zerstört werden.“¹¹ Dies um so mehr, als Vernichtungs- und Verteidigungsstrategien alles andere als zufällig sind. Normalerweise beruhen sie auf umfangreicher Planung, so dass die eingesetzte Zerstörungsgewalt die von den Angreifern erwünschte politische, soziale, wirtschaftliche ökologische und kulturelle Wirkungen bei den Angegriffenen zeitigt.

Seit dem Ende des Kalten Krieges hat sich das Übergewicht von Zivilisten unter den Kriegsoptionen gegenüber dem militärischen Personal nur noch weiter beschleunigt. Zwischen 1989 und 1998 beispielsweise fielen weltweit vier Millionen Menschen gewaltsamen Konflikten zum Opfer. Geschätzte 90% von diesen waren Zivilisten, vorwiegend Frauen und Kinder.¹² Kurz gesagt, seit dem Ende des Kalten Krieges – mit der globalen Bedrohung durch die sofortige nukleare Vernichtung – „we have gone from fearing the death of the city to fearing the city of death.“¹³ So wie traditionelle zwischenstaatliche, auf dem offenen Feld ausgetragene Kriege eine Seltenheit geworden sind, so scheinen die informellen, „asymmetrischen“ oder „neuen“ Kriege, in deren Zentrum lokale Kämpfe um strategisch bedeutsame urbane Orte stehen, die Gegenwartsnorm zu sein. Philip Misselwitz und Eyal Weizman folgern daraus: „It is now clear that the days of the classical, Clausewitzian definition of warfare as a symmetrical engagement between state armies in the open field are over. War has entered the city again – the sphere of the everyday, the private realm of the house.“¹⁴ Weit davon entfernt zu verschwinden, sind seit dem Zweiten Weltkrieg die Strategien bewusster Angriffe auf die Systeme und Orte, die urbanes Leben produzieren, ausgeklügelter denn je. In gleichem Maße setzt sich auch die vorsätzliche Verwüstung von städtischem Lebensraum fort. Zu den Fakto-

⁹ Tim Cole, *Holocaust City: The Making of a Jewish Ghetto*, London 2003, v.a. Kapitel 2.

¹⁰ Hewitt, *Place annihilation: area bombing and the fate of urban places*, in: *Annals of the Association of American Geographers* 73 (1983), S. 257-284.

¹¹ Ders., *Social space of terror*, S. 464.

¹² Pieterse, *Globalisation*, S. 1.

¹³ Peter Lang, *Mortal City*, New York, S. 71.

¹⁴ Philip Misselwitz / Eyal Weizman, *Military operations as urban planning*, in: Anselm Franke (Hg.), *Territories*, Berlin 2003, S. 272-275.

ren, die diese Entwicklung förderten und weiterhin fördern sind zu zählen: der Zusammenbruch des „Gleichgewichtes des Schreckens“ im Kalten Krieg, die Entfesselung von vormals eingehegtem ethnischen Hass, die starke Zunahme fundamentalistischer religiöser und politischer Gruppen sowie die Bewaffnung von Gangs, Drogenkartellen, Milizen, korrupten politischen Regimes oder auch Strafverfolgungsbehörden. Auch müssen das Versagen nationaler und lokaler Einrichtungen, die beschleunigte Urbanisierung von Territorien und Gesellschaften, die leichtere Zugänglichkeit zu schweren Waffen und schließlich die zunehmende soziale Polarisierung und der Mangel an lebensnotwendigen Ressourcen in weiten Teilen der Welt in einer integrierenden Deutung berücksichtigt werden.¹⁵ Hinzu kommen die destabilisierenden Effekte der amerikanischen Interventionspolitik und der neoliberalen Neuordnungsprogramme, die unter dem Etikett der „strukturellen Angleichung“ vom Internationalen Währungsfond und der Welt Handelsorganisation lokalen Gesellschaften aufgezwungen werden. Solche Programme haben den Eindruck von einer Krise der Städte verschärft, weil sie oftmals zu einer Erosion (traditioneller) sozialer und ökonomischer Sicherheit, einer weiteren Verschlechterung der Lage des städtischen Proletariats und auch der Mittelklassen führen.

Alle diese Prozesse setzten in einer Zeit ein, in der die globale Verstädterung ein quantitativ und qualitativ neuartiges Ausmaß erreicht hat. Allein in den 1990er Jahren wuchs die weltweite Stadtbevölkerung um 36%. Im Jahr 2003 lebten 900 Millionen Menschen in Slums. Die aus den neoliberalen Prinzipien der Globalisierung erwachsene Polarisierung innerhalb der Städte stellt die Bedingungen her, die extreme zivile oder militärische Gewalt befördern.¹⁶ Tatsächlich operiert die neoliberale Variante der Globalisierung selbst mit weitgestreuten Mitteln der Gewalt, Ausbeutung und Kriminalität, die ähnlich „rhizomatisch“ organisiert sind wie der transnationale Terrorismus.¹⁷ In vielen Fällen fielen einige oder sogar sämtliche der genannten Faktoren zusammen, um nichts weniger als eine „Implosion globaler und nationaler Politiken in die städtische Ebene“ in Gang zu setzen,¹⁸ was in den letzten Jahren zu einer beträchtlichen Zunahme blutiger, größtenteils städtischer Kriege geführt hat. Dies wiederum förderte einerseits enorme Migrationsströme und den Bau von Flüchtlingslagern in der Größenordnung

¹⁵ Vgl. generell Manuel Castells, *The Power of Identity*, Oxford 1997; ders., *The End of the Millenium*, Oxford 1998.

¹⁶ Neben den Arbeiten von Castells vgl. John Vidal, *Forced to slum it*, in: *The Guardian* vom 10.10. 2003, S. 27.

¹⁷ Vgl. Keller Easterling, *Enduring innocence*, in: Michael Sorkin / Sharon Zukin (Hg.), *After the World Trade Center. Rethinking New York City*, New York 2002, S. 189-196.

¹⁸ Arjun Appadurai, *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis 1996, S. 152.

veritabler Städte.¹⁹ Appadurai argumentiert, dass diese ‚neuen‘ urbanen Kriege ihre Energie aus Makroereignissen und -prozessen beziehen, die globale Politik mit der Mikropolitik der Straße und der Wohnviertel verknüpfen.²⁰

All dies bedeutet, dass gegenwärtige Kriegführung und Terror sich zu Auseinandersetzungen über Räume, Symbole, Bedeutungen, Versorgungssysteme oder Machtstrukturen in Städten und urbanen Regionen verdichten. Konsequenterweise definieren sich Krieg, Terrorismus und das Städtische in komplexer (und noch weitgehend unerforschter) Weise wechselseitig. Solche Re-Definitionen sind wiederum verknüpft mit einem tiefgreifenden Wandel der Konstruktionen und Erfahrungen von Zeit, Raum, Technologie, Mobilität und Herrschaft in unseren Gesellschaften als Ganzes.²¹ Merkwürdig ist, dass die auf den Raum, auf die Bevölkerung und auf die Versorgungssysteme von Städten gerichtete Kriegführung und organisierte politische Gewalt in den kritischen sozialwissenschaftlichen Debatten über Städte und Urbanisierung beharrlich vernachlässigt wurden.²² Im Gegensatz dazu wurden ganze Bibliotheken mit theoretischen und empirischen Arbeiten zu Stadtentwicklung, Städtebau, Stadterneuerung, und insgesamt vorwiegend zu Modernisierung und Wachstum gefüllt.²³ Drei Gründe scheinen mir für die Erklärung dieser Vernachlässigung besonders wichtig zu sein. Zunächst kann eine einfache und nachvollziehbare Sehnsucht nach dem Vergessen des Ausmaßes und der Barbarei der Stadtzerstörungen im letzten Jahrhundert diagnostiziert werden. So haben tiefere kulturelle Tabus beispielsweise die unaufgeregte wissenschaftliche Analyse des Luftkrieges gegen deutsche und japanische Städte im Zweiten Weltkrieg bis vor kurzem stark behindert – und gerade die jüngsten Versuche der Thematisierung verdeutlichen, welcher kulturelle Sprengstoff hier noch immer verborgen liegt. In der angelsächsischen Welt hingegen, wo der Luftkrieg, der insgesamt schätzungsweise 1,6 Millionen Stadtbewohnern das Leben kostete, weiterhin glorifiziert wird, verharrte die Untersuchungsperspektive zumeist in der Luft. Ebenso wie bei den amerikanischen Bombardierungen von Kabul oder Bagdad blieben in den Erzählungen die zerstörten Städte und die verkohlten Leichen am Boden ungezählt und

¹⁹ Die weltweite Zahl von Flüchtlingen wurde 2002 auf etwa 50 Millionen Menschen geschätzt. Siehe Michel Agier, *Between war and the city: towards an urban anthropology of refugee camps*, in: *Ethnography* 3 (2002), S. 317-341 und Bülent Diken/Carsten Laustsen, *Camping as a Contemporary Strategy: From Refugee Camps to Gated Communities*, Ålborg 2003.

²⁰ Appadurai, *Modernity*, S. 152f.

²¹ Paul Virilio, *Bunker Archeology*, New York 1986.

²² Eduardo Mendieta, *Imperial geographies and topographies of nihilism: theatres of war and dead cities*, in: *City* 8 (2004), S. 5-27.

²³ Ryan Bishop / Gregory Clancey, *The city as target, or perpetuation and death*, in: Ryan Bishop u.a. (Hg.), *Postcolonial Urbanism*, New York 2003, S. 63-86. Vgl. auch Hewitt, *Place annihilation*, S. 258.

unsichtbar. Zweitens, so Bishop und Clancey, tendiert die moderne Stadtforschung (insbesondere der westlichen Welt) seit dem Zweiten Weltkrieg dazu, der Behandlung katastrophischer Tropen auszuweichen, weil die vollständige Zerstörung von Städten in Konflikt zur aufklärerischen Vorstellung von Fortschritt, Ordnung und Modernisierung steht. In der Epoche des Kalten Krieges besaß die Stadt, so die beiden Autoren, in den Narrativen sowohl der kapitalistischen als auch der sozialistischen Welt einen geradezu heldischen Status. Diese Einordnung arbeitete gegen die Analyse der Stadt als Ort des katastrophischen Sterbens, so dass die Stadt als Zielscheibe längst unter der Staubschicht des akademischen Modernismus begraben schien.²⁴ Der dritte Grund rührt von dem Faktum, dass sich die sozialwissenschaftliche Stadtforschung erst während des Kalten Krieges zu einer vollständigen intellektuellen (und akademischen) Disziplin entwickelte. In dieser Zeit war die jederzeit binnen Minuten mögliche totale Stadtvernichtung ein Schritt auf dem Weg zur vollständigen Vernichtung der Menschheit.²⁵ Dies scheint die kritische Beschäftigung der Stadtforschung mit *place annihilation* eher verhindert zu haben. Wellen der Geheimhaltung und der Paranoia bezüglich stadtbezogener militärischer Strategien der Supermächte arbeiteten ebenfalls gegen kritische Analysen der Frage, was ein nukleares Armageddon für eine sich urbanisierende Welt überhaupt bedeutet hätte.²⁶ Die Städte, so hat es Herbert Muschamp formuliert, zählen in vielerlei Hinsicht zu den Opfern des Kalten Krieges.²⁷

Zwar ist es ermutigend, dass diese hier skizzierte Vernachlässigung von *place annihilation* in der Stadtforschung mittlerweile langsam überwunden wird, doch die systematische Vertiefung in das dunkle Gebiet, wo die Stadt zu einem Ort der Anwendung von Gewalt wird, wo Zerstörung, Verwüstung, Verfall, De-Modernisierung und Vernichtung die Träume von urbaner Modernität und Entwicklung verjagen und wo die Verheißungen der Stadt sich in ihr Gegenteil verkehren, bleibt noch immer auf eine verhältnismäßig kleine Zahl von Publikationen beschränkt.²⁸

Ausgangspunkt dieses Beitrages ist, dass nach dem Ende des Kalten Krieges und nach dem 11. September sowohl informelle („terroristische“) als auch formelle

²⁴ Dies., S. 66f.

²⁵ Lewis Mumford, The morals of extermination, in: Atlantic 204 (1959), S. 38-47; Edward P. Thompson, Notes on exterminism: the last stage of civilization, in: New Left Review 121 (1982), S. 3-31.

²⁶ Tom Vanderbilt, Survival City: Adventures Among the Ruins of Atomic America, Princeton 2002.

²⁷ Herbert Muschamp, Things generally went wrong in the universe, in: Lang, Mortal City, S. 102-107, hier: 106.

²⁸ Vgl. Gregory Ashworth, War and the City, London 1991; Lang, Mortal City; Antoine Picon (Hg.), La ville et La Guerre, Paris 1996; Mike Davis, Dead Cities, New York 2002; Vanderbilt, Survival City; Cole, Holocaust City; Jane Schneider / Ida Susser, Wounded Cities: Destruction and Reconstruction in a Globalized World, London 2003.

(„staatliche“) Formen von Gewalt und Krieg sich gleichermaßen durch die systematische und geplante Ausrichtung gegen Städte oder städtische Orte konstituieren. Es soll im folgenden der Versuch unternommen werden, solche Angriffe – und der Ausnahmezustand in den diese eingebettet sind – in ihrem theoretischen und historischen Kontext zu verorten. Einen von Paul Virilio geprägten Begriff aufgreifend, versuche ich auch darzulegen, worauf eine spezifisch städtische Geopolitik eigentlich hinauslaufen soll. „Geopolitik“ meint in diesem Zusammenhang ein Interesse am Verstehen von Diskursen, Strategien und Strukturen, die an den Schnittpunkten von Territorialität, Räumlichkeit, politischer Herrschaft und militärischer Gewalt entstehen.²⁹ Die parallelen Wandlungsprozesse von Stadtplanung und politischer Gewalt nach dem Ende des Kalten Krieges und die zunehmende Struktur von Krieg und Terror als sorgfältig gegen Städte gerichtete Gewaltakte, machen die Entwicklung einer spezifisch städtischen Geopolitik zu einer zwingenden Notwendigkeit. Da Staaten, Kriege, *Empires*, Widerstandsbewegungen, terroristische Netzwerke sowie ökonomische, soziale und kulturelle Formationen gleichzeitig in ausgedehnten transnationalen Netzen neu begründet werden, sich überschneiden und die gleichen Sets strategischer städtischer Orte produzieren, erhält diese Notwendigkeit nur noch mehr Stoßkraft. Dieser Essay wurde in der Überzeugung geschrieben, dass eine spezifische geopolitische Stadtforschung und eine spezifische städtische Geopolitik dringend benötigt werden. Ein konstruktiver Dialog dieser normalerweise streng getrennten Forschungsrichtungen würde einige vielversprechende Perspektiven für die theoretische und analytische Durchdringung der skizzierten Gegenwartsphänomene entwickeln können. Die folgenden Seiten sollen dazu dienen, einen solchen Dialog in Gang zu setzen. Um dies zu erreichen, verfolge ich zunächst das schlichte Ziel, die Untrennbarkeit von Krieg, Terror und moderner Stadtplanung herauszuarbeiten, indem ich anhand von beispielhaften Skizzen bislang vernachlässigte Aspekte der Schattenseite der städtischen Moderne deutlich mache, nämlich die zunehmende Gefahr für das städtische Leben, in organisierten Gewalthandlungen angegriffen, zerstört oder vernichtet zu werden.

Architekturen der Vernichtung. Die „kriegerische Ideologie des Plans“

Zivile Stadtplanung, -entwicklung, -modernisierung und -erneuerung enthält nicht selten Ebenen der Verwüstung, der Ruinierung und der erzwungenen Umsiedlung von Menschen, die den Einwirkungen durch Kriege in nichts nachstehen. Selbst in demokratischen Gesellschaften erfolgt die planerische Neuordnung von Städten

²⁹ John Agnew / Stuart Corbridge, *Mastering Space. Hegemony, Territory and International Political Economy*, London 1995.

unter Anwendung autokratischer staatlicher Gewalt. Sowohl in autoritären Regimes wie in Demokratien beriefen sich die Planungsideologien auf Metaphern des Krieges und des Militarismus. Anthony Vidler nennt dies „die kriegereische Ideologie des Plans“.³⁰ Insofern kann *place annihilation* als eine mehr oder minder versteckte Planungsgeschichte verstanden werden.³¹ Die geplante Verwüstung und Zerstörung von Städten steht auf der Schattenseite der Disziplin Stadtplanung und wird selten gewürdigt, geschweige denn analysiert. So wird kaum realisiert, dass die analytischen und statistischen Methoden der zivilen Stadtplanung nach dem Zweiten Weltkrieg zum Teil von den gleichen bevölkerungspolitischen, wirtschaftlichen oder planerischen Experten auch in ganz anderen Zusammenhängen genutzt worden waren: Zur räumlichen Organisation des südafrikanischen Apartheid-Regimes, zur systematischen Bombardierung deutscher und japanischer Städte im Zweiten Weltkrieg, zur Haus-zu-Haus-Zerstörung Warschaus im Zweiten Weltkrieg, zur Etablierung der gigantischen Vernichtungsstädte im Holocaust und zur Aushungierung osteuropäischer Städte oder ganzer Regionen im deutschen Vernichtungsfeldzug zwischen 1941 und 1944. In die letztgenannte Vernichtungsarbeit war z.B. der Begründer der Theorie der Zentralen Orte, der Wirtschaftsgeograph Walter Christaller involviert. Er wurde vom NS-Regime angestellt im Rahmen der Arbeiten an einem Konzept für ein arisiertes Osteuropa, das zur Vernichtung und Deportation von Millionen von Menschen führen sollte.³² Nachgestellte deutsche und japanische Wohneinheiten mit authentischem Dachmaterial, Einrichtungsgegenständen und sogar Kleidungsstücken wurden in der Wüste von Nevada nachgebaut, um in Vorbereitung auf spätere Brandbombenangriffe deren Brennbarkeit zu prüfen.³³ In Berichten des *US Strategic Bombing Survey* wurden Einzelheiten der Brennvorgänge minutiös aufgelistet, um so die Entwicklung bis zu einem Feuersturm in den Städten abschätzen zu können.³⁴ Der *US Strategic Bombing Survey* war der Höhepunkt einer systematischen Bewertung des stadtplanerischen Erfolges in der Produktion von Massentod. Darin untersuchten Heerscharen von Verfahrenswissenschaftlern, Architekten, Ingenieuren und Statistikern detailliert jede ein-

³⁰ Anthony Vidler, *Photourbanism: planning the city from above and below*, in: Gary Bridge / Sophie Watson (Hg.), *A companion to the city*, Oxford 2001, S. 35-45.

³¹ Leonie Sandercock, *Cosmopolis* (Hg.), *Making the Invisible Visible: A Multicultural Planning History*, Berkeley 1998.

³² Vgl. Mechthild Rössler, *Applied geography and area research in Nazi society: central place theory and planning, 1933-1945*, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 7 (1989), S. 419-431; Götz Aly / Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Frankfurt a. M. 1995.

³³ Davis, *Dead Cities*, S. 65-84; Vanderbilt, *Survival City*.

³⁴ Vgl. z.B. für Japan: *US Strategic Bombing Survey, Effects of Incendiary Bomb Attacks on Japan: A Report on Eight Cities*, Washington D.C. 1947.

zelne über Deutschland und Japan niedergegangene Bombe, um Stadtvernichtung noch effizienter gestalten zu können. Zuletzt kooperierten amerikanische und israelische Militärs beim Bau und Unterhalt einer Art schattenhaftem Stadtsystem, das mit für typisch errichteten ‚islamischen‘ Stadteinrichtungen versehen wurde, um dort Soldaten auf die militärischen Operationen gegen Bagdad, Basra oder auch Dschenin vorzubereiten.³⁵ Kaum bemerkt wird ebenso, dass Bevölkerungswissenschaftler, Statistiker, Geographen, Architekten und Stadtplaner eine zentrale Rolle in dem Bestreben Israels spielen, die Kontrolle über die besetzten Gebiete weiter zu vertiefen. Ihre Analysen und Rezepturen haben zur Annexion palästinensischer Gebiete, zum Bau von Mauern und Pufferzonen, zum massenhaften Abriss von Wohngebäuden, zur Verdrängung der palästinensischen Bevölkerung aus bestimmten Zonen, zum Bau sorgfältig platzierter jüdischer Siedlungen und Zugangswege und schließlich zur Beschneidung der Wasserversorgung und des Luftraumes palästinensischer Siedlungen beigetragen.³⁶

„Planung“ und Besatzung als Krieg gegen die Kolonialstadt

Viele Besatzungs- und Kolonialisierungsstrategien bauten explizit auf der geplanten Zerstörung und Verwüstung von Städten auf. Stadtplanung bedeutete in vielen Kolonialstädten schlichtweg geplante Zerstörung, um die strategische Kontrolle der Besatzer oder Siedler abzusichern.³⁷ Hier wurden schon lange die gewöhnlichen westlichen Ausprägungen der Stadtplanung und des Besitzrechtes als eine Variante des Städtekrieges eingesetzt. Zunächst geschah dies, um Aufstände in Kolonialstädten zu unterdrücken, später wurden solche militarisierten Planungsstrategien in das Mutterland reimportiert, um die großen imperialen Metropolen ähnlich zweckgerichtet auszugestalten.³⁸ Das erste Handbuch für die urbane Kriegführung, *La Guerre des Rues et des Maisons*, war 1847 unter der Leitung des Kommandeurs der französischen Streitkräfte entwickelt worden, um Wege aufzuzeigen, wie die damals unter Abdel Kager aufflackernden Aufstände in Algerien unterdrückt werden könnten.³⁹ Nach einem blutigen und sieben Jahre andauernden, klassisch ‚asymmetrischen‘ Städtekrieg, bei dem ca. 100.000 reguläre französische Soldaten auf 10.000

³⁵ Stephen Graham, Lessons in uricide, in: New Left Review 19 (2003), S. 63-78.

³⁶ Ausführlicher: Ebd. sowie Eyal Weizman, Strategic points, flexible lines, tense surfaces and political volumes: Ariel Sharon and the geometry of occupation, in: Stephen Graham (Hg.), Cities, War and Terrorism: Towards an Urban Geopolitics, Oxford 2004, S.

³⁷ Edward Said, Orientalism, London 1993; Nelson Maldonado-Torres, The topology of being and the geopolitics of knowledge: modernity, empire, coloniality, in: City 8 (2004), S. 29-56.

³⁸ Misselwitz / Weizman, Military operations.

³⁹ Marechal Bugeaud, *La Guerre des Rues et des Maisons*, Paris 1997.

lokale Widerstandskämpfer trafen, ließ Marechal Bugeaud ganze Wohnviertel in der dicht bebauten Kasbah von Algier zerstören, zahlreiche Kämpfer und Zivilisten hinarichten und schließlich zur Verbesserung der Bewegungsmöglichkeit seiner Truppen sowie der Überwachungsmöglichkeit breite Straßen in der Stadt anlegen, was schließlich den Widerstand eine Zeitlang zusammenbrechen ließ.⁴⁰ Diese später vielfach wiederholte Methode wurde zur Niederschlagung von sozialem Protest auch im Mutterland erprobt. Beispielsweise beeinflusste sie stark den Umbau von Paris durch den Präfekten Baron Haussmann. Demnach tendierte die antiurbane Rhetorik und Praxis der herrschenden Eliten dazu, sowohl die Städte in den Kolonien als auch im Mutterland als moralisch vergiftete Brandherde zu sehen, die der Regulation und Disziplinierung durch ähnlich gewaltsame Stadtumbauten bedurften. „If strategic urban design previously focused on strengthening the city’s peripheral walls and fortifications to keep out the enemy“, so Misselwitz und Weizmann, „here, since the enemy was already inside the city, the city had to be controlled from within. The city fabric itself, its streets and houses, that had to be adapted accordingly. [...] Military control was exercised on the drawing board, according to the rules of design, fashion and speculative interests.“⁴¹ Hier werden auch auffällige Ähnlichkeiten zwischen Kolonialstädten und postkolonialen Städten sichtbar. In einer Episode, die 56 Jahre später in der selben Stadt durch israelische Einheiten wiederholt werden würde, transportierten britische Streitkräfte 1936 4.200 Kilogramm Sprengstoff in das Flüchtlingslager Dschenin und zerstörten ein gesamtes Wohnquartier der Stadt. Dieser Zerstörungsakt war als kollektive Bestrafung für den andauernden Widerstand der lokalen Bevölkerung gegen die britische Besatzung Palästinas gedacht. Im gleichen Jahr wurden Widerstandstätigkeiten in Jaffa auf ganz ähnliche Weise unterdrückt.

Modernismus und der Krieg gegen die Städte I: Das Leben in der Luft als Reaktion auf die Bedrohung aus der Luft

Die dritte Skizze ist zentriert um den Zusammenhang zwischen moderner Stadtplanung und modernem Luftkrieg. Le Corbusiers berühmte Besessenheit für, mit modernen Wohntürmen versehene, locker bebaute Räume inmitten von Parklandschaften, am klarsten ausgearbeitet in seinem 1933 erschienen Werk *La Ville Radieuse*, war nicht nur der Feier von Sonnenlicht, Luft und der modernen Wohnmaschine geschuldet. Sie war auch Teil einer im Europa der 1930er Jahre weitverbreiteten Suche nach Entwürfen für eine Neuordnung der dicht bebauten Städte,

⁴⁰ Misselwitz / Weizman, Military operations.

⁴¹ Ebd., S. 272.

um möglichen Fliegerangriffen kleinstmögliche Ziele anzubieten. Corbusiers Wohntürme, manche von ihnen waren mit speziellen bombensicheren Dächern versehen, wurden auch entwickelt, um ihre Bewohner gewissermaßen über erwartete Gasangriffe am Boden zu erheben.⁴² Wie die italienischen Futuristen zuvor, feierte Le Corbusier die Modernität des Flugzeuges und dessen vertikale Zerstörungskraft. „What a gift to be able to sow death with bombs upon sleeping towns,” schrieb er 1935.⁴³ Seine Antwort auf die „finstere Apotheose” von Tod und Zerstörung durch den Luftkrieg bestand in der radikalen Zerstörung der ‚alten Stadt’ und ihre Ersetzung durch ein modernes Utopia, das fähig sein sollte, gegenüber der Bedrohung aus der Luft siegreich zu bestehen.⁴⁴ Im Lichte der Erfahrung des 11. Septembers scheint es schmerzhaft ironisch, dass die Träume des bedeutendsten Lobredners auf den Wolkenkratzer, zumindest teilweise darauf gerichtet waren, die Verwundbarkeit gegenüber der Vernichtung aus der Luft zu reduzieren. Sigfrid Gideon, der berühmte, von Corbusiers stark beeinflusste Architekturtheoretiker der Moderne argumentierte 1941, „that the threat of attack from the air demands urban changes. Great cities sprawling open to the sky, their congested areas at the mercy of bombs hurtling down out of space, are invitations to destruction. They are practically indefensible as now constituted, and it is now becoming clear that the best means of defending them is by the construction, on the one hand, of great vertical concentrations which offer a minimum surface to the bomber and, on the other hand, by the laying out of extensive, free, open spaces.”⁴⁵

Modernismus und der Krieg gegen die Städte II: Der Luftkrieg als ‚Chance’

Im Verlauf des Zweiten Weltkrieges, als Ausmaß und Intensität der Zerstörung infolge des Luftkriegs offenbar geworden waren, hatten die Bewahrer der alten Stadtstruktur beim Wiederaufbau zerstörter Stadtanlagen entlang alter Straßenraster einigen Erfolg. Viele zerstörte Gebäude, insbesondere Kirchen, wurden als Mahnmale wiederaufgebaut. Der Kriegsmaler Kenneth Clark verstieg sich sogar zu der Aussage, dass Bombenschäden an sich malerisch seien.⁴⁶ Diese Kurzdarstellung konzentriert sich auf die Frage, wie überzeugte Modernisten die unvorstellbaren Zerstörungen als eine bislang unbekannte Möglichkeit deuteten, Städte entlang moderner

⁴² Efi Markou, *Militarism and urbanism during the thirties*, in: *Les Annales de la Recherche Urbaine* 91 (2002), S. 18-27.

⁴³ Le Corbusier, *La Ville Radieuse. Elements d’une Doctrine Urbanisme pour L’Equiperment de la Civilisation Machiniste*, Boulogne 1935, S. 8f.

⁴⁴ Ebd., S. 60f.

⁴⁵ Sigfrid Gideon, *Space, Time, and Architecture*, Cambridge 1941, S. 543.

⁴⁶ Christopher Woodward, *In Ruins. A Journey Through History, Art, and Literature*, London 2001.

Planungsprinzipien neu zu errichten. Solche Planer und Architekten schienen geradezu dankbar für die tödliche Arbeit zu sein, mit der die traditionellen Stadtlandschaften mit ihren engen Gassen und ihrer dichten Bebauung in Schutt und Asche gelegt worden waren.⁴⁷ Beispielsweise drückte eine während des zweiten Weltkrieges von John Mansbridge in Großbritannien publizierte Broschüre die Dankbarkeit gegenüber dem Flugzeug als Ikone der Moderne aus. Diese hatte nicht nur für die Schaffung einer neuen Vision gesorgt, sondern durch die Sprengung der Stadtzentren auch eine neue Chance produziert. Als Walter Gropius 1947 als Berater für den Wiederaufbau nach Deutschland zurückkehrte meinte er, dass die Stadtzerstörungen einen guten Ausgangspunkt für die Umwandlung der Städte in kleine Wohnanlagen bildeten, in denen dann individuelle Bedürfnisse besser berücksichtigt werden könnten. In gewisser Weise diente der totale Bombenkrieg – ein gewaltiger Akt geplanter Stadtzerstörung – als ein Beschleuniger moderner Stadtplanung und Architektur. Die *tabula rasa*, die sich nahezu jeder Modernist geradezu ersehnte, war keine Ausnahme mehr, sondern der Regelfall, insbesondere in den Stadtzentren nach 1945. Daraus resultiert auch, dass – in den Worten von Kenneth Hewitt – „the ghosts of the architects of urban bombing – Douhet, Mitchell, Trenchard, Lindemann – and the praxis of airmen like Harris and LeMay, still stalk the streets of our cities.“⁴⁸

Die städtische Geopolitik des Kalten Krieges

Während des Kalten Krieges wurden Städte oftmals nach ihrer Funktion im nuklearen Fadenkreuz bewusst neugeordnet. Wie Matthew Farish und Jennifer Light zeigen, wurde die bekannte Geschichte der Dezentralisierung und Suburbanisierung der Ballungsräume in den USA keineswegs nur angetrieben von bundesstaatlichen Subventionen, dem Interstate Highway Program, einem wachsenden Anti-Urbanismus oder der Flucht der Weißen aus den Stadtzentren, sondern auch von Fachleuten, welche die strategische Verwundbarkeit der USA im Falle eines sowjetischen Erstschatz zu reduzieren hofften.⁴⁹ Neben den verborgenen Bauten im Untergrund wurde auch die verstärkte Suburbanisierung massiv gefördert. Insbesondere in den USA wurden gewaltige Vorortgebiete als ‚gezähmte Zitadellen‘ projektiert, die dann von perfekten ‚Nuklearfamilien‘, die weiterhin den ‚amerikanischen Traum‘ lebten

⁴⁷ Nick Tiratsoo u.a. (Hg.), *Urban reconstruction in Britain and Japan, 1945-1955. Dreams, Plans and realities*, Luton 2002.

⁴⁸ Hewitt, *Place annihilation*, S. 278.

⁴⁹ Matthew Farish, *Disaster and decentralisation: American cities and the Cold War*, in: *Cultural Geographies* 10 (2003), S. 125-148; Jennifer Light, *From Warfare to Welfare: Defense Intellectuals and Urban Problems in Cold War America*, Baltimore 2003.

und auch im Angesicht einer möglichen atomaren Katastrophe zahm blieben, bewohnt werden sollten.⁵⁰ Die Stadtzentren indessen wurden von Planern und Massenmedien als inhärent riskant und unsicher porträtiert, so dass sich schließlich eine Politik der Angst mit einer rassistischen Aufladung der Stadtzentren verband, die den Niedergang der amerikanischen Innenstädte weiter beschleunigte.⁵¹

Planung als ‚Urbizid‘. Stadterneuerung nach dem Zweiten Weltkrieg und der militärisch-industrielle Komplex in den USA

Die sechste Skizze richtet sich auf den Einfluss von quasi-militärischen Stadtplanungen auf die Stadt,erneuerung’ in den USA der Nachkriegszeit. Einer der Hauptprotagonisten, Robert Moses, der über die meiste Zeit dieser Phase Bürgermeister von New York City war, konstatierte mit Bezug auf die Modernisierung der Stadt New York: „When you operate in an overbuilt metropolis you have to hack your way through with a meat ax.“ Nach der Umsiedlung von 50.000 Menschen im Zuge eines Autobahnbaus durch die Bronx, setzte Moses einen kriegsähnlichen Prozess der fortwährenden Zertrümmerung in Gang. In den 1970er Jahren habe dieser Prozess „become spectacular, devouring house after house and block after block, driving hundreds of thousands of people from their homes.“⁵² Nach Marshal Berman muss der Grad der Zerstörung solcher Programme im selben Licht wie die Kriegshandlungen in Berlin, Belfast oder Beirut betrachtet werden. Zusammen mit anderen Autoren entwickelte er daraus den Begriff *Urbizid* – oder: „Städtemord“ – um solche Fälle vergleichend zu beschreiben.⁵³ Robert Goodman wiederum argumentierte in seinem 1972 veröffentlichten Buch *After the Planners*, dass der amerikaweite Antrieb zur Stadt,erneuerung’ vor allem aus der Ausübung rassistischer Gewalt gegen die schwarze Bevölkerung von Seiten des Staates resultierte.⁵⁴ Wichtige militärische Forschungs- und Beratungseinrichtung wie RAND, STC oder MITRE speisten die offiziellen Statistiken sowie die Forschungsstrategien und ‚rationalen’ Planungs doktrinen mit ihren Daten und Informationen und nahmen so tiefgreifenden Einfluss auf Stadt,erneuerung’ und ausgedehnte Entwicklungsprogramme in den USA, so dass Stadtforschung und Militärstrategie in vielen Fällen

⁵⁰ Kristina Zarlengo, Civilian threat, the suburban citadel, and atomic age American women, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 24 (1999), S. 925-958; Laura McEnaney, Civil Defense Begins at Home: Militarization Meets Everyday’s Life in the Fifties, Princeton 2000.

⁵¹ Peter L. Galison, War against the center, in: *Gray Room* 4 (2001), S. 6-33.

⁵² Berman, *Falling towers*, S. 172.

⁵³ Ebd. 175

⁵⁴ Robert Goodman, *After the Planners*, New York 1972; J. Douglas Porteous / Sandra Smith, *Domicide: The Global Destruction of Home*, Montreal / Kingston 2001, Kap. 4.

miteinander vermischt und verwoben wurden.⁵⁵ Einerseits gelobten die Stadtregierungen, gegen die ‚Krise der Stadt‘ zu agieren, andererseits begehrte der militärisch-industrielle Komplex die Neuformierung ziviler Sphären von strategischer Bedeutung innerhalb der Städte.⁵⁶ Obwohl selten angesprochen, ist derartige planungsbasierter Urbizid weiterhin weltweit verbreitet.⁵⁷

Terror versus ‚Krieg gegen den Terror‘

In diesem Abschnitt möchte ich eine kurze Analyse der zentralen Rolle von Städten und urbanen Räumen innerhalb des gegenwärtigen Krieges, in dem ein globaler ‚Super-Terrorismus‘ dem Gegen-Terror gegenübergestellt wird. Fünf Punkte müssen zunächst betont werden.

Erstens hat sich die Möglichkeit der katastrophischen Gewaltanwendung gegen Städte und ihre Bewohner parallel zu dem Wandel des städtischen Lebens verändert, und zwar hin zu distanzierten, transnationalen und auf Datenflüssen basierenden Systemen und Netzwerken. Technik, Raum und Infrastruktur des städtischen Alltags – Flugzeuge, U-Bahnen, Computernetzwerke, Wassersysteme, Stromnetze, Handelsnetzwerke, Systeme der Ernährung und medizinischen Versorgung, wissenschaftliche Forschungseinrichtungen etc. – können leicht attackiert und zu Instrumenten des unmittelbaren Terrors oder der bewussten De-Modernisierung transformiert werden.⁵⁸ In außerordentlichem Maße letale Ressourcen können somit auf simple Weise beschafft werden, so dass technische Alltagseinrichtungen funktional schlicht in ihr Gegenteil verkehrt werden. Am offensichtlichsten entspricht diese Vorgehensweise den Selbstmordattentaten vom 11. September, den palästinensischen Verkehrsbusterroristen oder den Moskauer U-Bahn-Attacken im Februar 2004. Aber sie entspricht auch den etwas weniger beachteten Bemühungen amerikanischer und israelischer Militärs, gesamte Stadtbevölkerungen systematisch zu de-modernisieren.

Zweitens bietet die relative Anonymität von Städten einen Unterschlupf vor Überwachungs- und Tötungsapparaten des High-Tech Militärs. Das komplexe, gedrängte und umkämpfte Terrain unterhalb, innerhalb und oberhalb von Städten

⁵⁵ Light, *From Warfare to Welfare*.

⁵⁶ Farish, *Disaster*; Robert Beauregard, *Voices of decline: The Postwar Fate of U.S. Cities*, New York 2003.

⁵⁷ Sheela Patel u.a., *Beyond evictions in a global city: people-managed resettlement in Mumbai*, in: *Environment and Urbanization* 14 (2002), S. 159-172.

⁵⁸ Stephen Graham / Simon Marvin, *Splintering urbanism: Networked Infrastructure, Technological Mobilities and the Urban Condition*, London 2001; Timothy Luke, *Everyday techniques as extraordinary threats: urban technostuctures and nonplaces in terrorist actions*, in: Graham, *Cities, War and Terrorism*.

wird vor allem innerhalb des amerikanischen Militärs als ein Set physischer Räume betrachtet, das die Effektivität von zielgenauen Bomben, Überwachungssystemen und automatisierten netzwerkbezogenen Waffen nur einschränkt. Die weitverbreitete Verstärkung potentieller Kampfräume wird somit als Reduktion der Fähigkeit angesehen, aus der Distanz zu kämpfen und zu töten. „The long term trend in open-area combat is toward overhead dominance by US forces,“ schreibt Ralph Peters, ein einflussreicher amerikanischer Beobachter dessen, was man als Urbanisierung des Krieges bezeichnen könnte.⁵⁹ Die entscheidende geostrategische Rolle von Stadtregionen ist bei Peters klar und deutlich.⁶⁰ In einem parallel verlaufenden Prozess der Urbanisierung des Krieges bilden sie auch die Basis für die intensiven israelischen Bemühungen, die Entwicklungsmöglichkeit palästinensischer Städte in den Autonomen Gebieten zu behindern. All diese Aggressionen haben die fragilen Systeme, die das Funktionieren urbaner Gesellschaften überhaupt erst ermöglichen, zerstört oder zumindest verkrüppelt. Es ist zu diskutieren, ob man nicht auch hier einen Fall von Urbizid konstatieren kann: die Verweigerung oder das Abtöten von städtischem Leben.⁶¹

Drittens werden die urbanen Kriege, wie auch sonst üblich, durch Sprache legitimiert. Sowohl Israels Übergriffe auf palästinensische Städte als auch Bushs Krieg gegen die afghanischen oder irakischen wurden mit diskriminierenden, orientalisierenden Kategorisierungen gerechtfertigt. Mittels dieser Sprache wird die Welt in einen zivilisierten Teil (der verteidigt werden muss) und einen von ‚dunklen Mächten‘ beherrschten Teil, der vorgeblich Gesundheit, Wohlstand und Demokratie bedroht, gegliedert.⁶² Mit dieser Rhetorik werden auf bequeme Weise die Bevölkerungen ganzer Nationen zu Quellen des Terrorismus. Derek Gregory hat aufgezeigt, wie eine solche Sprache die De-Modernisierung ebenso stützt wie die Dämonisierung von islamischen oder arabischen Stadtbevölkerungen.⁶³ Durch das Ausblenden der zivilen Subjekte in den Städten werden diese Menschen „placed beyond the privileges and protections of the law so that their lives (and deaths) [are] rendered of no account.“ Mit der gewaltsamen Schaffung einer Art chaotischer Stadthölle durch staatlichen Terror, produziert diese Gewalt exakt das, was die hier

⁵⁹ Ralph Peters, The future of armored warfare, in: *Parameters* 1997, S. 1-9

⁶⁰ Ebd., S. 5.

⁶¹ Berman, *Falling towers*; Safier, *Confronting 'urbicide'*; Graham, *Lessons*.

⁶² Amy Kaplan, *Homeland insecurities: reflections on language and space*, in: *Radical History Review* 85 (2003), S. 82-93; Simon Tisdall, *Resist the official pol-speak of Bush's "war on terror"*, in: *The Guardian* vom 4.11. 2003, S. 24; Dag Tuastad, *New orientalism and the new barbarism thesis: aspects of symbolic violence in the Middle East conflict(s)*, in: *Third World Quarterly* 24 (2003), S. 591-598.

⁶³ Derek Gregory, *Defiled cities*, in: *Singapore Journal of Tropical Geography* 24 (2003), S. 307-326, hier: S. 311.

skizzierten Diskurse beschreiben: eine städtische Welt jenseits der symbolischen und physischen Moderne.⁶⁴

Viertens schaffen solche Zerstörungen wie auch die neue Strategie des Präventivkrieges Möglichkeiten für imperiale Gewinne. Dies um so mehr, als sie innerhalb einer globalisierenden neoliberalen politischen Ökonomie verortet sind.⁶⁵ Sicherlich hat die amerikanische Invasion in Schlüsselgebiete Zentraleasiens und des Mittleren Ostens den Weg für eine „Bereicherung durch Enteignung“, wie es Harvey nennt, bereitet. Erwirkt wurde diese durch die Privatisierung von Vermögenswerten und Infrastrukturen in den besetzten Gebieten und die Übergabe dieser Werte in die Hände von Aktiengesellschaften, die mit der Bush-Administration verwoben sind. „This war, like most of the wars that preceded it, is firmly rooted in geopolitical competition,” so Michael Klare.⁶⁶

Schließlich markieren Städte die Frontlinie des ‚Krieges gegen den Terror‘ in einer weiteren entscheidenden Weise. Als bedeutendste Orte der Vermischung und als Zielorte der globalen Migrationströme bilden Städte jene multikulturelle Welt, auf welche sich die gegenwärtige Wiederherstellung der Barrieren zwischen dem Eigenen und dem Anderen bezieht.⁶⁷ Der 11. September symbolisiert auch die unausweichliche Verschiebung der globalen politischen Gewalt in die Stadt (und umgekehrt), so dass eine bequeme Abgrenzung zwischen innen und außen, hier und dort, uns und ihnen, wenigstens seit diesem Tag ihre Bedeutung verloren hat.⁶⁸ So können die Angriffe vom 11. September einerseits als Teil eines fundamentalistischen transnationalen Krieges radikalislamischer Terrororganisationen gegen die Pluralität und Heterogenität (kapitalistischer) Städte gedeutet werden.⁶⁹ Andererseits gefährdet jedoch der gegenwärtige ‚Krieg gegen den Terror‘ ebenfalls die kosmopolitane Urbanität und unterminiert die Möglichkeit und die Legitimität eines städtischen Pluralismus und eines Dissenses gegen das Projekt einer neuen Weltordnung. Mit der Konstruktion einer Heimatfront und der (Wieder-)Erfindung der Nation wie der (strategisch bedeutsamen) Stadt als organisch gewachsener Einheit werden die hybriden, transnationalen Identitäten zahlreicher Wohnviertel und Stadtgemeinden, die über die generationentiefe Erfahrung von Vermischung und

⁶⁴ Ebd. S. 313.

⁶⁵ David Harvey, *The New Imperialism*, Oxford 2003; Scott Kirsch, *Empire and the Bush doctrine*, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 21 (2003), S. 1-6.

⁶⁶ Michael Klare, *The geopolitics of war*, in: *The Nation* 5 (2001), S. 4.

⁶⁷ Saskia Sassen, *Guests and Aliens*, New York 1999.

⁶⁸ Jennifer Hyndman, *Beyond either / or: a feminist analysis of September 11th*, in: *ACME. An International E-Journal for Critical Geography*, www.acme-journal.org.

⁶⁹ Buck-Morss, *Thinking Past Terror: Islamicism and Critical Theory on the Left*, London 2003; Manuel Castells, *The Power of Identity*, Oxford 2004, S. 111.

Diaspora geprägt sind, marginalisiert und zum Problem erklärt. Somit werden jene Menschen und Räume in den Städten des Westens zu ‚den Anderen‘ erklärt.⁷⁰

Fazit: Das Betrachten von Ruinen

Am Ende dieses Essays sollte deutlich geworden sein, dass die Stadtforschung die Versuche, Städte zu negieren, zu zerstören oder zu vernichten und die Schattenseite der städtischen Moderne, auf der die Städte eng mit organisierter politischer Gewalt verknüpft sind, nicht weiter vernachlässigen kann. Nach dem 11. September und dem ‚Krieg gegen den Terror‘ sind die Sozialwissenschaftler im allgemeinen dazu gezwungen, die Tabuisierung von versuchten Stadtzerstörungen, von *place annihilation*, von Urbizid und von der Urbanisierung der Kriegführung zu reflektieren. Umgekehrt müssen Theoretiker der internationalen Beziehungen und der Geopolitik sowie die Kriegssoziologen und -historiker subnationale, städtische Räume als entscheidende geopolitische Orte in ihre Überlegungen einbeziehen. Forscher dieser verschiedenen Disziplinen beginnen langsam, die Räume und Praktiken an den Schnittpunkten von Stadtplanung, Terrorismus und Kriegführung zu erforschen. Zunehmend scheint sich die Einsicht festzusetzen, dass gewaltsame, menschengemachte Katastrophen wesentlicher Bestandteil des modernen städtischen Lebens sind. Die unbedingt benötigte urbane Geopolitik, welche das Zusammenfallen von transnationalen geopolitischen Transformationen und lokalen Gewaltakten gegen städtische Orte in den Blick nimmt, ist im Entstehen begriffen. Dieses entstehende interdisziplinäre Projekt versucht aufzudecken, in welcher Weise Disziplin, Kontrolle und Terror neben der realen und der imaginierten städtischen Geopolitik koexistieren.⁷¹ Als Erkundungsreise gedacht, wurde in diesem Essay versucht, eine Vielzahl von Perspektiven auf die Verknüpfung von städtischer Moderne mit Krieg und Gewalt zu entwickeln. Aus dieser breiten Diskussion scheinen mir einige Schlussfolgerungen besonders offensichtlich.

So wie der Blick einer kritischen Sozialwissenschaft auf die zielgerichtete Ruinierung und Vernichtung von Orten fällt, ergeben sich fünf, aufeinander bezogene Herausforderungen für die Stadtforschung. Zunächst müssen die professionellen Tabus, welche die geopolitischen und strategischen Archäologien bzw. Räumlichkeiten verhüllen, verstanden und gebrochen werden. Außerdem müssen die versteckten militarisierten Geschichten und Räumlichkeiten der modernen Stadtplanung und der staatlichen Gewalt offengelegt werden. Drittens bedürfen jene

⁷⁰ J. Hall, A note on September eleventh: the Arabization of terrorism, in: the Social Science Journal 40 (2003), S. 459-464.

⁷¹ Diken / Laustsen, Security, terror, and bare life, in: Space and Culture 55 (2002), S. 291.

Charakteristika von städtischen Räumen und Infrastrukturen, die terroristische Akte ermöglichen oder befördern, einer detaillierten Analyse – ebendies gilt auch für die Wirkungen terroristischer Akte auf die Form, die Bedingungen und die Vorstellungen von Städten und städtischem Leben. Viertens müssen die transnationalen Verknüpfungen zwischen der Geopolitik des Krieges, des ‚Empires‘, der politischen Ökonomien von Produktion und Konsumption sowie der Migration, den Medien und des lokalen Widerstandes rigoros theoretisch und empirisch untersucht werden. Und schließlich muss unsere Aufmerksamkeit der ‚schattenhaften‘ Stadtforschung gelten, über welche militärische Einrichtungen städtische Räume überhaupt erst wahrnehmen, rekonstruieren und anpeilen.

Die entfesselten Zyklen des Terrors gegen die Städte und des staatlichen Gegenterrors, die von den beiden fundamentalistischen Diskursen legitimiert und gestützt werden, verheißen tatsächlich eine extrem düstere Zukunft der Stadt. Dagegen müssen die Städte als die entscheidenden Orte für die Pflege von Toleranz, friedlichem Nebeneinander und Vermischung anerkannt werden, damit fundamentalistische Fantasien extremistischer Randgruppen wieder marginalisiert werden. Zweifellos steht unser Planet derzeit keiner größeren Herausforderung gegenüber.

**Prof. Stephen Graham, Stadtgeograph, Professor of Human Geography an der University of Durham,
E-Mail: s.d.n.graham@Durham.ac.uk**

Urbanisierte Gesellschaften, Krieg und Gewalt. Stand und Perspektiven der Forschung

Durchforstet man den Buchmarkt nach Veröffentlichungen zum Themenfeld ‚Stadt und Krieg‘, so drängt sich der Eindruck auf: Stadtzerstörung lässt sich verkaufen. Geradezu unüberschaubar ist allein die Zahl von deutschsprachigen Publikationen über Stadtzerstörungen vor allem im Zweiten Weltkrieg, die zumeist entweder die Techniken und Medien der Zerstörung („Brand“, „Feuersturm“, „Bombe“) oder gleich die moralisierende Deutungen („Sodom und Gomorrha“, „Schicksal“, „Verhängnis“, „Untergang“) im Titel tragen.¹ Diese oftmals heimatgeschichtlichen Erkundungen des städtischen Alltagslebens im Krieg haben durchaus ihren Wert, sei es als detaillierte Bestandsaufnahmen der Zerstörungen, als mikroskopische Darstellungen von Verteidigungsanstrengungen, Vernichtungsabläufen und Überlebensstrategien oder als gegenwartsbezogene therapeutische Erinnerungsarbeit. Doch nicht nur erzählen sie zumeist aus der Opferperspektive die immergleiche Geschichte, unterlassen sie jeden Versuch der Kontextualisierung und historischen Einordnung, sondern sie ignorieren – trotz der engen Fixierung auf die jeweils behandelte Stadt – auch die spezifischen Möglichkeiten und Erfordernisse einer stadt-historischen Perspektive.²

Sucht man jedoch jenseits dieses Genres nach stadt- oder militärhistorischer Literatur zum Thema, stößt man schnell an Grenzen. Angesichts der zentralen Bedeutung des Verhältnisses von Städten bzw. urbanisierten Gesellschaften und kriegs-rischer Gewalt gerade im Prozess der Modernisierung sowie der Allgegenwart des

¹ Bspw. Sven Felix Kellerhoff / Wieland Giebel (Hg.), *Als die Tage zu Nächten wurden. Berliner Schicksale im Luftkrieg*, Berlin 2003; Egbert A. Hoffmann, *Als der Feuertod vom Himmel stürzte - Hamburg Sommer 1943*, Gudensberg-Gleichen 2003; Hans Brunswig, *Feuersturm über Hamburg. Die Luftangriffe auf Hamburg im 2. Weltkrieg und ihre Folgen*, Stuttgart 2003; Stephan Burgdorff / Christian Habbe, *Als Feuer vom Himmel fiel ... Der Bombenkrieg in Deutschland*, Stuttgart 2003; Manfred Wille, *Der Himmel brennt über Magdeburg. Die Zerstörung der Stadt im zweiten Weltkrieg*, Magdeburg 1990.

² Vgl. die sehr informative Sammelrezension von Dietmar Süß: „Heimatfront“ und „People's War“: Neue Literatur zur Geschichte des Luftkrieges, in: *sehpunkte* 4 (2004), Nr. 7/8 [15.07.2004], URL: <<http://www.sehpunkte.historicum.net/2004/07/6714.html>>

Themas seit den Anschlägen vom 11. September 2001 und der darauf folgenden weltumspannenden Auseinandersetzung zwischen Terror und Gegenterror, mit der Stadt als hauptsächlichem Aktionsraum, überrascht es doch, dass gerade eine Handvoll historisch argumentierender Gesamtdarstellungen zu dem Themenkomplex erschienen ist, davon kaum eine in deutscher Sprache.³ Bei der sehr viel größeren Zahl an Studien zu Einzelfragen von städtischen Gesellschaften im Krieg besteht hingegen das Problem, dass die städtische Bühne zumeist als repräsentativer Ort, als Verdichtungsraum eigentlich nationalstaatlicher Angelegenheiten betreten wird. Einen dezidiert stadthistorischen Ansatz findet man insgesamt eher selten vertreten, was auch mit den nationalstaatlichen Gestaltungs- und Eingriffsmöglichkeiten, gerade in Kriegszeiten bis in den städtischen Alltag hinein, zu tun haben dürfte.

Als erster Frage- und Themenkomplex wird an Beispielen der Zusammenhang zwischen dem modernen Städtekrieg und der städtischen Moderne diskutiert.⁴ Beginnt man bei der Konzeptionalisierung zunächst mit der Stadt als einer gebauten Umwelt, so wird nicht sonderlich überraschen, dass die erhöhte Vernichtungskraft und -effizienz der Kriegsmittel maßgeblichen Einfluss auf das Denken von Stadtexperten, wie Stadtplaner, Architekten oder auch Kommunalbehörden nahmen. Dies nicht nur im Rahmen der mittlerweile sehr gut untersuchten konkreten Planungen für den Wiederaufbau nach 1945,⁵ sondern auch in den Vorkriegsplanungen für die

³ Besonders nützlich sind: Gregory Ashworth, *War and the City*, London 1991; Antoine Picon (Hg.), *La ville et la guerre*, Paris 1996. Für die USA v.a. nach 1945: Mike Davis, *Dead Cities: And Other Tales*, New York 2003. Für Europa (die später zu diskutierende Spezialliteratur zum Zweiten Weltkrieg bleibt hier zunächst unberücksichtigt): der mehrsprachige Ertragsbericht eines europäischen Forschungsprojekts über Stadtzerstörung und Wiederaufbau in historischer Perspektive (der allerdings gerade für das 19./20. Jahrhundert eher enttäuscht): Martin Körner (Hg.), *Stadtzerstörung und Wiederaufbau / Destruction and Reconstruction of Towns*, Bd. 2: *Zerstörung durch Stadtherrschaft, innere Unruhen und Kriege*, Bern 2000 und speziell auf das ‚Zeitalter der Weltkriege‘ bezogen: Rainer Hudemann / François Walter (Hg.), *Villes et guerres mondiales en Europe au XXe siècle - Towns and World Wars in Twentieth Century Europe - Europäische Städte und Weltkriege im 20. Jahrhundert*, Paris / Montréal 1997; Marcus Funck / Roger Chickering (Hg.), *Endangered Cities. Military Power and Urban Societies in the Era of World Wars*, Leiden / Boston 2004. Für gegenwärtige Entwicklungen: Stephen Graham / Simon Marvin (Hg.), *Cities, War and Terrorism*, Oxford 2004.

⁴ Grundlegend zu Krieg und Modernisierung: Hans Joas, *Die Modernität des Krieges. Die Modernisierungstheorie und das Problem der Gewalt*, in: *Leviathan* 24 (1996), S. 13-27; abgedruckt auch in dem v.a. theoretische Positionen reflektierenden Sammelband: Wolfgang Knöbl / Gunnar Schmidt (Hg.), *Die Gegenwart des Krieges. Staatliche Gewalt in der Moderne*, Frankfurt a.M. 2000. Siehe auch: Rainer Hudemann, *Guerres, destructions et dynamisme modernisateur dans les villes européennes au XXe siècle*, in: ders. / Walter (Hg.), *Villes et guerres mondiales*, S. 7-15.

⁵ Werner Durth / Niels Gutschow, *Träume in Trümmern: Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950*, Braunschweig / Wiesbaden 1985; Jeffry M. Diefendorf, *In the Wake of War: The Reconstruction of German Cities after World War II*, New York / Oxford 1993; europäisch vergleichend: ders. (Hg.), *Rebuilding Europe's Bombed Cities*, New York 1990.

„Stadt der Zukunft“.⁶ So schrieben sich zum Beispiel schon in den 1920er Jahren die allgegenwärtigen Luftkriegsimaginationen in vielfältiger Weise in die Stadtlandschaft der Moderne ein: durch die räumliche Verteilung von zentralen Versorgungseinrichtungen, industriellen Zentren und z.T. auch Wohnanlagen, durch die Verwendung neuartiger, vermeintlich bombensicherer Baumaterialien und, für jedermann sichtbar, durch den Bau von Bunkersystemen und anderen Schutzeinrichtungen oberhalb und unterhalb der Stadtoberfläche.⁷ Vergleichbare umfangreiche Einwirkungen der möglichen militärischen Bedrohungen auf die Leitbilder von Stadtplanung und Städtebau wurden mittlerweile auch für amerikanische Städte nach dem Zweiten Weltkrieg detailliert untersucht und es ist zu vermuten, dass auch die neuen asymmetrischen Kriege ihre Spuren – man denke an die Installation umfassender Überwachungstechniken oder auch an die Einrichtung von *gated communities* oder gar innerstädtischen Festungsanlagen zur Abtrennung einzelner Stadtviertel –, in den Stadtbildern hinterlassen werden.⁸ Ganz erheblicher Nachholbedarf besteht, hier schließe ich mich dem vehementen Plädoyer von Stephen Graham in diesem Heft an, an Analysen der spezifisch militärischen Interessen, Einflussmöglichkeiten und Eingriffe in den Städtebau, die vermutlich weitgehender sind als es manchem lieb ist. Dass sich die Militärexperten für die Stadt als Garnison, Festung, Produktionsstätte, Versorgungslager, Ressourcenlieferantin oder auch nur als Aufmarschgebiet interessierten, liegt auf der Hand. Aber auf welchen Wegen und in welchem Ausmaß militärische Interessen, ja militärische Leitbilder von Stadt Eingang in den ‚zivilen‘ modernen Städtebau fanden, ist weitgehend unerforscht. Daran anknüpfend, wäre nach der militärischen Dimension der symbolischen Ordnungen und Repräsentationen von Städten zu fragen. In militarisierten Gesellschaften ist die Signatur der kriegerischen Gewalt in der städtischen Umwelt

⁶ Albrecht Koschorke, *Moderne als Wunsch. Krieg und Städtebau im 20. Jahrhundert*. in: *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft* 27 (1999), S. 23-42.

⁷ Zur Dezentralisierung von Industrien in der Zwischenkriegszeit am Beispiel von Paris: Efi Markou, *Military Thinking and the Urban Question: Industrial Decentralisation in France between the Wars*, in: Funck / Chickering, *Endangered Cities*, S. 35-46 (als Vorstufe zu ihrer these „La décentralisation industrielle comme objet d'intervention. Champs professionnels et politiques d'État durant l'entre-deux-guerres“); Wilfried Beer, *Kriegsalltag an der Heimatfront. Allierter Luftkrieg und deutsche Gegenmaßnahmen zur Abwehr und Schadensbegrenzung*, Bremen 1990; siehe auch den Beitrag von Davide Deriu in diesem Heft.

⁸ Tom Vanderbilt, *Survival City. Adventures in Atomic America*, Princeton 2002; *Cold War Hothouses*, hg. v. Beatriz Colomina/Annmarie Bennan/Jeanne Kim, Princeton 2004; Klaus v. Beyme, *Der Wiederaufbau. Architektur und Städtebaupolitik in beiden deutschen Staaten*, München / Zürich 1987. Die konsequente Kontextualisierung west- und ostdeutscher Planungsgeschichte in die Geschichte des Kalten Krieges und der Systemkonkurrenz scheint in der deutschen Forschung durchaus noch ausbaufähig zu sein.

relativ einfach zu lesen. Dies gilt insbesondere für den nationalsozialistischen Städtebau,⁹ doch verspricht die Suche nach weniger offensichtlichen Varianten militärischer Repräsentation in ‚zivilen‘ städtischen Anlagen ebenso vielversprechend zu sein, wie die Analyse von temporären, aus besonderen Krigeslagen heraus entstandenen Repräsentationen von Stadt. Wenn auch nur für eine kurze Zeit, waren am Ende des Zweiten Weltkrieges die europäischen Städte weit mehr von der Existenz von Behelfsbaracken, Nissenhütten, Flüchtlings- oder Gefangenenlagern geprägt als von grandiosen politisch-militärischen Herrschaftsarchitekturen, und für weite Teile der Welt gilt dies heute erst recht.

Ebenso wie sich die Militärgeschichte vom engen Untersuchungsgegenstand der militärischen Institutionen gelöst hat, beschränkt sich die moderne Stadtgeschichte schon lange nicht mehr nur auf die geplante und gebaute Umwelt.¹⁰ Die konzeptionelle Erweiterung des Untersuchungsgegenstandes auf die gelebte und gedeutete Stadt eröffnet eine weitere Perspektive auf die Beziehungsgeschichte zwischen Stadt und Krieg im 20. Jahrhundert. In den Städten entfalteten sich spezifische Formen des Zusammenlebens, des individuellen Verhaltens und der alltäglichen Praxis, die in Zeiten der Krise und des Krieges mitunter erheblichen Wandlungen unterworfen waren bzw. auf die Probe gestellt wurden. Mittlerweile ist aus sozial-, alltags- und zunehmend auch kulturgeschichtlicher Perspektive eine ganze Reihe von Studien erarbeitet worden, in welchen die Wirkungen des modernen Krieges auf die unterschiedlichen sozialen Formationen untersucht werden. So liegen inzwischen für verschiedene europäische Städte und Nationen Arbeiten über beispielsweise Arbeiter, Frauen oder Kinder vor, auf deren soziale Lage und kulturelle Orientierung Krieg bzw. militärische Gewalt sich massiv ausgewirkt haben.¹¹ Das wohl ambitionierteste Forschungsunternehmen dieser Art dürfte das von Jay Winter und Jean

⁹ Als kleine Auswahl: Hitlers Städte, eine Dokumentation, hg. v. Jost Dülffer u.a., Köln 1978; Wolfgang Schäche, Architektur und Städtebau in Berlin zwischen 1933 und 1945. Planen und Bauen unter der Ägide der Stadtverwaltung, Berlin 2003; Faschistische Architekturen. Planen und Bauen in Europa 1930 – 1945, hg. v. Hartmut Frank, Hamburg 1985.

¹⁰ Vgl. die Überblicke zum Stand der konzeptionellen und methodischen Diskussionen: Thomas Kühne / Benjamin Ziemann (Hg.), Was ist Militärgeschichte?, Paderborn 2000 (mit einer umfangreichen Bibliographie); Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, Positionen / Grundsatzdiskussion, URL: <<http://www.stadtgeschichte.tu-berlin.de/gsu/positionen.htm>>.

¹¹ Die programmatische Öffnung der Militärgeschichte für kulturgeschichtliche Fragestellungen läßt sich festmachen an: Gerhard Hirschfeld u.a. (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993. Als Beispiele für differenzierte Untersuchungen einzelner sozialer Gruppen: Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft 1914-1918: Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989; Stéphane Audoin-Rouzeau, La guerre des enfants 1914-1918, Paris 1993.

Louis Robert geleitete Projekt „Capital Cities at War“ sein.¹² Ausgewiesene Experten haben in Tandems für drei europäische Hauptstädte eine Fülle von sozialhistorischen Themenfeldern in vergleichender Perspektive erschlossen und erstmals systematisch untersucht. Auch wenn in manchen Beiträgen die Nationalstaatsperspektive wenn nicht überwiegt, so doch die städtische überlagert und gelegentlich verdeckt, ist es das Verdienst der Autoren, die Geschichte dieser Städte und ihrer Einwohner im Ersten Weltkrieg als eine Lokalgeschichte zu schreiben, die jedoch niemals isoliert bleibt, sondern mit anderen Handlungsebenen interagiert. Obwohl es sich bei den untersuchten Hauptstädten und Metropolen um Sonderfälle handelt und die Forschungsergebnisse nicht beliebig übertragbar sind, wurden hier methodische und empirische Standards gesetzt, an denen sich ähnliche Unternehmungen weiterhin messen lassen müssen. Insbesondere von der vorbildlichen Methodik vor allem der standardisierten Aufarbeitung des reichhaltigen, aber in der Rohform inkompatiblen Quellenmaterials des Projektes können die allerdings noch immer sehr raren vergleichende Stadtstudien profitieren. Prozesse des nationalen und internationalen Transfers und Austausches sowie die wechselseitige Durchdringung der städtischen und nationalstaatlichen Ebene, bleiben auch in diesem Band jedoch eher unterbelichtet und bieten ein breites Untersuchungsfeld für weitere Arbeiten an. Weit davon entfernt, den Krieg als großen Modernisierer gleichsam als „Vater aller Dinge“ im 20. Jahrhundert zu sehen, sollte Übereinstimmung darüber bestehen, dass die Stadt der Moderne und die krieglerische Gewalt zwar in einem permanenten Spannungsverhältnis zueinander standen und stehen, gleichwohl derart eng miteinander verwoben waren, dass eine Dichotomisierung analytisch nur wenig sinnvoll erscheint. Nur die konkrete Untersuchung ausgewählter Berührungsfelder zwischen Stadtgesellschaft und Militär bzw. Krieg wird Aufschluss darüber geben, inwiefern die Bedingungen des Krieges Modernisierungsprozesse beförderten, hemmten oder unterdrückten.

Der zweite Themenkomplex beinhaltet die unmittelbaren Zerstörungen von Städten und Stadtgesellschaften im Krieg sowie die korrespondierenden Techniken des Überlebens in umkämpften Städten. Die Debatten um den Luftkrieg auf deutsche Städte haben letztlich auch gezeigt – was hier bestätigt werden kann – dass die Rede von der Tabuisierung des Luftkrieges und vor allem der deutschen Opfer zumindest in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft kaum den Realitäten entspricht.¹³ Bedauerlicherweise haben in diesem neuerlichen „Opferdiskurs“

¹² Jay Winter / Jean-Louis Robert, *Capital Cities at War: Paris, London, Berlin 1914-1919*, Cambridge 1919. Der zweite Band, in dem soziale Bewegungen, Erfahrungen und Mentalitäten im Krieg behandelt werden, steht noch aus.

¹³ Die „Opferdebatte“ ist zusammengefaßt in: Lothar Kettenacker (Hg.), *Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-1945*, Berlin 2003. In Gang gesetzt wurde die Debatte zunächst

die moralisierenden geschichtspolitischen Einwürfe von beiden Seiten den Untersuchungsgegenstand nicht nur bis zur Unkenntlichkeit verengt, sondern auch re-nationalisiert. Wichtige Fragen nach dem Verlust bzw. der Wiederherstellung des städtischen Raumes als alltäglichem Handlungsraum, nach den Deutungs- und Sinngebungsmustern im Bombenkrieg oder auch nach den Veränderungen der *mental maps* von Stadtbewohnern und der Suche nach neuen Orientierungshilfen wurden angesichts der massenmedial ausgestalteten Debatten gar nicht mehr gestellt. Insofern ist die öffentliche Diskussion zwar nun entschärft und abgeebbt, doch muss die empirisch abgesicherte und historisch korrekt verortete Erforschung dieses Themenfeldes nun erst noch richtig einsetzen. Insbesondere scheint mir die Europäisierung der Städtekriegsforschung im Zweiten Weltkrieg dringend vonnöten.¹⁴ Weder beschrieben Diskurs und Praxis des Bombenkrieges nationale Eigenwege, sondern vielmehr ein unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg einsetzendes gesamteuropäisches Phänomen, noch blieben die Wirkungen des Bombenkrieges auf einzelne Regionen oder gar Städte des Kontinents beschränkt. Die Erfahrung des Bombenkrieges war eine, die – in unterschiedlicher Intensität – alle europäischen Stadtgesellschaften miteinander teilten, die jedoch in den jeweiligen nationalen Erinnerungskulturen nach 1945 aus der städtischen Umwelt herausgehoben und renationalisiert wurde. Dies heißt nun nicht, dass auf die Analyse der Kausalentwicklung des Bombenkrieges verzichtet und stattdessen die „europäische Stadt“ als undifferenziertes kollektives Opfer betrauert werden sollte, doch neigt sich der Erkenntnisgewinn von ausschließlich nationalstaatlich oder einzelstädtisch fixierten Ansätzen dem Ende zu.

Eine spezifische Form des Städtekrieges bildete sich im Rahmen des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges vor allem in Osteuropa aus. Während die alliierten Bombardierungen deutscher Städte primär auf die Zerstörung der gebauten Stadt gerichtet waren (und dabei die partielle Vernichtung der gelebten Stadt in Kauf nahmen), zielte diese deutsche Variante des Städtekrieges auf die Auslöschung der gelebten und der gedachten Stadt. Die Befehle der politischen und militärischen Führungsstellen zur Belagerungs- und Besatzungspolitik im Osten, die Praxis der Zerstörung und Vernichtung von Stadtgesellschaften und die Planungen für eine umfassende De-Urbanisierung Osteuropas hingegen standen im Zusammenhang mit einem gigantischen Neuordnungsprogramm.¹⁵ Neben der Planungsge-

durch W.G. Sebalds Essay „Luftkrieg und Literatur“ (München 1999), dramatisch aufgeheizt und verdichtet durch Jörg Friedrichs „Megaseller“ „Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg“ (Berlin 2002).

¹⁴ Ansätze dazu bei Marlene Hiller u.a. (Hg.), Städte im Zweiten Weltkrieg : Ein internationaler Vergleich, Essen 1991, auch wenn darin nur sehr wenig verglichen wird.

¹⁵ Czeslaw Madajczyk, (Hg.), Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan, München u.a. 1994; Mechthild Rössler / Sabine Schleiermacher, Der „Generalplan Ost“. Hauptlinien der nationalsozialis-

schichte der Vernichtung steht die Analyse der deutschen Besatzungsherrschaft und der Praxis der Vernichtung im Mittelpunkt der Forschung. Erst langsam wurde dabei der Schwerpunkt von den relativ abstrakten Analysen der Besatzungssysteme auf die jeweils konkrete Besatzungspolitik, die dann auch immer eine städtische Dimension hat, gelenkt. Und erst allmählich beginnt die historische Forschung, die Stadtbevölkerungen nicht mehr nur als Objekte deutscher Planung zu begreifen, sondern als handelnde Subjekte, auch wenn diese in denkbar ungleichen Austauschbeziehungen zu den Besatzern standen und ihre Handlungsspielräume minimal waren.¹⁶

Gerade bei der Diskussion der deutschen Besatzungspolitik in Osteuropa während des Zweiten Weltkrieges wird offenbar, wie sehr wir noch diachroner Studien bedürfen, in denen stadtbezogen die mittel- und langfristigen Kontinuitätslinien und Bruchpunkte in der Beziehungsgeschichte von Stadt und militärischer Gewalt im Zeitalter der Weltkriege ermittelt werden. Einstweilen müssen wir uns jedoch mit dem Umstand zufrieden geben, dass sich die historische Forschung überhaupt der deutschen Besatzungsherrschaft im Osten während des Ersten Weltkrieges ansatzweise zugewendet hat.¹⁷ Denn Stadtgesellschaften ebenso wie militärische Personenverbände sind nicht nur Erfahrungsgemeinschaften, sondern auch Lerngemeinschaften, so dass die häufig doppelte Besatzung innerhalb von nur drei Jahrzehnten tiefe Spuren bei den jeweiligen Bevölkerungen hinterlassen haben muss, die dann nach sozial- und kulturgeschichtlichen Kategorien, insbesondere generationell, differenziert werden müssten.

Der Wiederaufbau von Stadtgesellschaften galt nicht nur der gebauten Umwelt, auch Urbanität als Lebensform mußte insbesondere nach 1945 neu erlernt beziehungsweise neu ausgerichtet werden. Mit der Frage nach der mentalen „Kata-

tischen Planungs- und Vernichtungspolitik, Berlin 1993; Bruno Wasser, *Himmlers Raumplanung im Osten – Der Generalplan Ost in Polen 1940-44*, Basel u.a. 1993.

¹⁶ Allgemein: Ulrich Herbert (Hg.), *Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen*, Frankfurt am Main 1998; Wolfgang Benz u.a. (Hg.), *Die Bürokratie der Okkupation. Strukturen der Herrschaft und Verwaltung im besetzten Europa*, Berlin 1998; Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941-1944*, Hamburg 2000. Für die Perspektive der Gegenseite Bernhard Chiari, *Alltag hinter der Front. Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weißrußland 1941-1944*, Düsseldorf 1998 und das in diesem Heft vorgestellte Projekt von Jörg Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad 1941-1944. Eine Stadt in der Strategie von Belagerern und Belagerten* (Publikation in Vorbereitung).

¹⁷ Vgl. Vejas Gabriel Liulevicius: *War Land on the Eastern Front. Culture, National Identity and German Occupation in World War I*, Cambridge 2000; Andreas R. Hofmann, *Die vergessene Okkupation. Lodz im Ersten Weltkrieg*, in: Andrea Löw u.a. (Hg.), *Deutsche – Juden – Polen. Geschichte einer wechselvollen Beziehung im 20. Jahrhundert*. FS Hubert Schneider. Frankfurt a.M. 2004, S. 59-78. Vgl. für Westeuropa das von in diesem Heft vorgestellte Projekt von Benoît Majerus.

strophenbewältigung“,¹⁸ die weit über die Rekonstruktion von Kriegsschäden und das Management von Mangelerscheinungen infolge des Krieges hinausging, lässt sich Geschichte der Stadt nach 1945 auch mit Prozessen der Verwestlichung oder Amerikanisierung der bundesrepublikanischen Gesellschaft bzw. der Sowjetisierung in DDR verknüpfen.¹⁹ Erneut böte dann der städtische Untersuchungsrahmen nicht nur die Bühne, sondern den logischen und historischen Ort, wo sich diese sozialen Wandlungsprozesse auf dem Hintergrund der unmittelbaren kriegerischen Vergangenheit seit den 1950er Jahren vollzogen.

In diesem knappen Literaturbericht konnten nur einige wichtige Themenbereiche in aller Kürze angesprochen werden. Es sollte hier auch weniger darum gehen, die eine oder andere Forschungslücke zu dringenden Desideraten der Forschung zu erklären. Die Defizite sind weitaus eklatanter: Es fehlt weitgehend noch immer, sowohl in der historischen Stadtforschung als auch in der Militärgeschichtsschreibung, ein breites Bewusstsein für die geradezu unbegrenzten Möglichkeiten einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen den Disziplinen. Wie wollte man eine Geschichte der Stadt im 20. Jahrhundert schreiben ohne die existenzbedrohenden, elementaren Einbrüche einerseits und die andererseits fortdauernde Durchdringung durch kriegerische Gewalt angemessen zu berücksichtigen? Und umgekehrt verfehlt eine moderne, am Leiden und Handeln der Menschen orientierte Militärgeschichte ihren Gegenstand, wenn sie sich nicht auf die, zumindest in Europa, die große Mehrheit der Bevölkerungen umfassende spezifische Lebensform Stadt einlässt.

**Dr. Marcus Funck, wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Neuere Geschichte der Philipps-Universität Marburg,
E-Mail: marcus.funck@staff.uni-marburg.de**

¹⁸ Allgemein anregend für eine Kulturgeschichte der produktiven Verarbeitung von (auch kriegerischen) Katastrophen: Andreas Ranft / Stephan Selzer (Hg.), Städte aus Trümmern. Katastrophenbewältigung zwischen Antike und Moderne, Göttingen 2004.

¹⁹ Grundlegend: Alf Lüdtke u.a. (Hg.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996; Konrad H. Jarausch / Hannes Siegrist (Hg.), Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945-1970, Frankfurt a.M. 1997; Anselm Doering-Manteuffel, Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999 sowie Karl-Christian Lammers u.a. (Hg.), Dynamische Zeiten. Soziale Kultur und politische Ideen in den beiden deutschen Staaten, Hamburg 2000.

Jörg Friedrich, *Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs*, München: Propyläen, 2003.

Im Zusammenhang mit dem Bombenkrieg des Zweiten Weltkrieges gab es im Wesentlichen vier Diskurse, die zwar aufeinander bezogen waren, aber weit gehend nebeneinander her liefen. Es gab den militärisch-historischen Diskurs („Geschichte des Luftkriegs“), den architektonisch-städtebaulichen („Wiederaufbau“) und den lokal-historischen („Heimatgeschichte“). Dazu gesellte sich der moralisch-geschichtspolitische, der irgendwie über allem schwebte und die Frage nach der Kollektivschuld an nationalsozialistischen Verbrechen und der kollektiven „Sühne“ dafür in Hinsicht auf den Bombenkrieg seltsam im unbestimmten ließ. Friedrich brachte diese Diskurse zusammen, überhöhte sie und schuf mit seinem Buch „Der Brand, Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945“, der 2002 im Propyläen-Verlag in Berlin erschienen ist, einen bemerkenswerten Bestseller. 2003 war bereits die 15. Auflage gedruckt. Verschiedene Lizenzausgaben wurden herausgebracht. Der List-Verlag in Berlin besorgte 2004 eine Taschenbuchausgabe. Jörg Friedrich löste mit seinem Buch bekanntlich einen medialen Flächenbrand aus. Der publizistische Fallout war beträchtlich. Nachdem er in Nachrichtenmagazinen¹, im Hörfunk und im Fernsehen gewirkt hatte, ist er nun auch in der wissenschaftlichen Publizistik angekommen.² Ein Sammelband ging 2003 der durch Friedrichs Buch induzierten Frage nach, ob die Deutschen denn nun plötzlich „ein Volk von Opfern“ geworden seien.³ Als es sich zeigte, dass das Thema Luftkrieg ein Geschäft zu werden versprach, veröffentlichte ein Verlag unter dem Titel „Deutsche Städte im Bombenkrieg“ sogar eine eigene Reihe von einschlägigen lokalen Bildbänden.⁴

¹ Vgl. z. B. Stephan Burgdorff u.a. (Hrsg.), *Als Feuer vom Himmel fiel. Der Bomben-Krieg in Deutschland*, München 2003, bzw.: *Als Feuer vom Himmel fiel. Der Bombenkrieg gegen die Deutschen*, Spiegel spezial, Nr. 1, Hamburg 2003.

² Vgl. z. B. Ralf Blank (Rezension), Jörg Friedrich, *Der Brand, Deutschland im Bombenkrieg*, in: *Militär-geschichtliche Zeitschrift* 63, 2004, Nr. 1, S. 175-186.

³ Lothar Kettenacker (Hrsg.), *Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-1945*, Berlin 2003.

⁴ Vgl. z. B. Andreas Förchler, *Unser Stuttgart geht unter. Die Bombenangriffe im Juli und September 1944*, Guldensberg-Gleichen 2004.

Wenn sich ein ungebildetes Sachbuch als Bestseller erwiesen hat, gehört es zur guten geschäftlichen Sitte, noch einen illustrierten Band nachzuschicken, zumal wenn man noch verspricht Sensationelles zu bieten. Auf dem Schutzumschlag der „Brandstätten“ wird behauptet, es habe in Deutschland eine „jahrzehntelange Verdrängung“ gegeben, was den Bombenkrieg angehe, und dass dies auch die „umfangreichen Bildbestände“ betreffe, die in den „städtischen Archiven“ ruhten. Dies ist nun zumindest eine sehr marktschreierische Behauptung, denn die zahlreichen lokalen Veröffentlichungen, die seit dem Zweiten Weltkrieg zum Thema Bombenkrieg erschienen sind, leiden wohl kaum an Bildermangel.⁵

Das Schema, nach dem das Buch aufgebaut ist, folgt dem einer Katastrophenerzählung: bedrohte Idylle; Einbruch des Infernos; Tod und Verderben; Überleben; Aufatmen; Neubeginn. Die Fotos des Buches werden in zehn Kapitel gruppiert. Friedrich entwirft zunächst anhand verschiedener Aufnahmen aus ganz unterschiedlichen Städten quasi eine Gesamtansicht „der“ alten deutschen Stadt. Verwinkelte Altstadtkerne werden vor allem anhand von Beispielen aus Bremen, Hamburg und Lübeck vorgestellt. Beispiele für prächtige Fachwerkbauten sind aus Braunschweig und Hildesheim vertreten. Als ehrfurchtgebietende Sakralbauten sind das Ulmer Münster und die Kölner Kirchen abgebildet. Großräumige Plätze werden anhand von Fotos aus Augsburg und Leipzig gezeigt. Würzburg ist das Beispiel einer Barockstadt. Bochum und Düsseldorf stehen für die Industriestädte schlechthin. Am Schluss, im Kapitel „Heute“, stehen Vorher-Nachher-Bilder, die auf den städtebaulichen Verlust im Krieg und danach hinweisen sollen. Abgedruckt sind Beispiele aus Halberstadt, Magdeburg, Nürnberg, Pforzheim u. a. In eigenen Kapiteln werden „Angriff“ und „Abwehr“ der Luftangriffe dargestellt. Im Kapitel „Zuflucht“ werden die Schutzmöglichkeiten der Bevölkerung gezeigt, die es etwa in Berlin, Bremen und Hamburg gegeben hatte. „Versorgung“ und Betreuung der Überlebenden und insbesondere die „Bergung“ der Opfer sind zentrale Themen des Buches. Leichen aller Art sind zu sehen. Fotos von Schuttbergen und Ruinenstädten, die einmal Darmstadt, Mannheim, Nürnberg, Pforzheim oder Rostock gewesen waren, ergänzen das Bild. Das Leben in den Trümmern und die Funktion der „Partei“ werden u. a. anhand von Fotos aus Berlin, Braunschweig, Düsseldorf, Kassel und Köln illustriert.

Friedrichs Fotogeschichte des Bombenkriegs will allerdings mehr sein, als nur eine illustrierte Fortsetzung seines Erfolgsbuchs „Der Brand“. Der Verfasser versucht sich an einem Gesamtkunstwerk des Schreckens, indem er eigene Texte, zeitgenössische Quellenauszüge, ja Gedichte zu einem Gesamteindruck zusammen-

⁵ Vgl. Winfried Mönch, Städte zwischen Zerstörung und Wiederaufbau. Deutsche Ortsliteratur zum Bombenkrieg seit dem Zweiten Weltkrieg, in: Die Alte Stadt, 30. Jg., 2003, Nr. 3, S. 265-289.

komponiert. Friedrich erklärt, er habe „nach Bildern gesucht, die erzählen, was Worterzählung“ übersteige. Im Rahmen seiner Bild-Text-Montage sollen die „Narrative der Bilder und Worte einander ergänzen und entgegnen“ (S. 239). Im Grunde genommen war „Der Brand“ auch eine Sammelbiographie deutscher Städte im Bombenkrieg, die aus dem großen Fundus lokaler Veröffentlichungen schöpfte. Las sich „Der Brand“ so noch streckenweise als Reiseführer zu den untergegangenen Städten deutscher Kultur, geht in den „Brandstätten“ der Lokal- und Regionalbezug weitgehend verloren. Die gewählten Beispiele können überall sein; es geht um die deutsche Stadt an sich im Bombenkrieg. Die Auswahl erscheint so, was den Ort angeht, zufällig. Es geht ja auch nicht um einzelne Städte, sondern um eine globale Sicht des Geschehens. Friedrichs Buch ist über weite Strecken konventionell, indem es die gebräuchlichen Muster historischer Bildbände verwendet. Stadtansichten werden präsentiert, wie man sie aus den zahllosen Bildbänden kennt, die vorgeben, die „gute alte Zeit“ zu porträtieren. Action-Fotos, die Flugzeuge zeigen, wie sie Bomben werfen oder abstürzen, sind aus den einschlägigen Kriegsbüchern bekannt. Brennende Häuser bei Tag und Nacht, Bunker im Betrieb oder im Bau, Ruinen und Trümmerwüsten wurden in Dokumentationen zu Krieg und Nationalsozialismus oft publiziert. Damals-Heute-Fotos dienten schon häufig zur Illustration der aktuellen städtebaulichen Lage. Deshalb wirkt der Bildband auf weiten Strecken ausgesprochen langweilig. Alles, ja fast alles, hat man so, irgendwo, irgendwie schon einmal gesehen. Das muss bei einer populären Darstellung kein Fehler sein. Tatsächlich dienen die gewohnten Bilder im vorliegenden Falle dazu, in dem Buch eine horrende Spannung zu erzeugen.

Das, was nämlich gar nicht konventionell ist, ist die exorbitante Herausstellung von Fotos mit Menschen, die im Luftkrieg umgekommen sind. Gebeine, verkohlte Leiber, Strecken Gefallener, Leichenberge und Tote, die noch als Personen erkennbar sind, werden mit einer erschreckenden Sorgfalt im Kapitel „Bergung“ ins Bild gesetzt. Derartige Fotos sind auch an sich nicht unbekannt, doch ihre Funktion als „Schocker“ im Rahmen einer historischen Darstellung ist doch zumindest ungewöhnlich. „Eine Fotogeschichte des Bombenkrieges“ könne die „Schrecknisse des Sterbens der Zivilbevölkerung“ (S. 240) nicht aussparen, heißt es. Verlag und Autor seien sich in der „Darstellbarkeit von Körperzerstörung“ (was für ein Wort!) nicht einig gewesen. Wie dem auch sei, die Aufbereitung und Veröffentlichung der Schreckensbilder scheint ein Hauptzweck des ganzen Buches gewesen zu sein. Doch letztlich ergeht es auch diesem Teil nicht anders als den konventionelleren Teilen des Buches. Irgendwie ist alles doch schrecklich präsent, zumal in Zeiten medial vermittelter Leichenberge. Die Fotos werden nicht im Einzelnen analysiert. Stattdessen dienen zeitgenössische Texte als Erklärungen, die dadurch auch nichts

anderes sind als Illustrationen. Fotos und Texte dienen als Perspektiven auf Friedrichs Bombenkriegspanorama, das allerdings mangels visueller Quellen doch nicht in allen Dimensionen ausgebreitet werden kann. Friedrich bedauert etwa das Fehlen von Bildern, die das „Ringens um den Sauerstoff im Luftschutzkeller“ (!) zeigen (S. 239).

Der Verfasser versucht, die Essenz des Bombenkrieges zu destillieren und dabei zeitlos zu halten. Die Horrorbilder sollen zusammen mit den ausgewählten Texten ein „Geschichtsbild“ des Bombenkrieges in seiner ganzen Schrecklichkeit für die Nachwelt implementieren (S. 239). Wir leben in einer seltsamen Zeit. Auf der einen ist das fotografische Bild allgegenwärtig und dabei gleichzeitig manipulierbar wie nie, und dennoch gibt es eine beispiellose Fotogläubigkeit allerorten. Schriftliche Berichte werden erst dann geglaubt, wenn sie mit „Dokumentarfotos“ illustriert werden. Insofern meint „Geschichtsbild“ in den „Brandstätten“ tatsächlich vor allem fotografische Abbildungen von „Realität“. Doch Fotos illustrieren nur, wenn sie auch einen noch so scheußlichen Bildinhalt haben. Sie allein produzieren kein „Geschichtsbild“, selbst wenn sie in einen Rahmen aus dokumentarischen und erläuternden Texten hineingestellt werden.

Das Buch wirkt noch „unhistorischer“ als sein Vorgänger. Das Drama sei in seinem Erinnern zeitlos, so die unterschwellige Botschaft. So werden es auch die Bilder, zumindest scheinbar. Dementsprechend verwendet der Verfasser, anders als dies in anderen Bombenkriegsdokumentationen gelegentlich der Fall ist, keine Farabbildungen, denn die wirken, wie auch immer man sie heute am Computer bearbeiten mag, immer irgendwie alt und „historisch“. Das ganze Buch wirkt wie ein kunstphotographischer Bildband in Schwarz-Weiß mit Ewigkeitsanspruch, in dem selbst die Knipser- und Amateuraufnahmen der Zeit seltsam überhöht erscheinen. Das Buch will eine „Fotogeschichte des Bombenkrieges sein“ (S. 240). Und es ist die Frage, ob es genau damit nicht zu kurz greift. Bezeichnenderweise fehlt nämlich die Kunst, sei es Malerei, Plastik oder Graphik. Und die wäre zumindest an den Stellen angebracht gewesen, die den städtebaulichen Verlust dokumentieren. Erinnerung speist sich eben nicht aus Fotos allein.⁶ Seltsamerweise fehlen auch Bilder zu den Gedenkstätten für die Luftkriegsopfer, die in den einzelnen Städten errichtet wurden. Ein Buch, das Erinnern will, indem es Brandstätten zeigt, verzichtet auf Hinweise zu Gedenkstätten.

⁶ In diesem Zusammenhang sei etwa daran erinnert, dass die heute so betulich wirkende Reihe der Merianhefte ursprünglich eine ihrer Aufgaben darin gesehen hatte, an das schon über Jahrhunderte überlieferte Stadtbild der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Städte zu erinnern, vgl. das Vorwort zum ersten Band, Merian, Städte und Landschaften. Eine Monographienreihe, Erstes Heft, Würzburg, Hamburg 1948.

Die Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln sind von einer aphoristischen und apodiktischen Sprachgewalt, die in ihrer symbolischen Überladenheit bisweilen seltsam erscheint. Im Kapitel „Trümmer“ heißt es etwa: „Die Nibelungenschlacht indes wird ausgefochten zum Gelöbnis des Untergangs. Es gibt keine Nachfolge und keine Nachfolger. Die rauchende Halle versteht sich als Abschiednahme“ (S. 167). Ach so!

Das letzte Foto des Bandes zeigt einen Spitzbunker in Frankfurt vor dem Hintergrund des Messeturmes. Beide sehen aus wie abfeuerbereite Geschosse. Was will uns dieses Bild mit auf den Weg geben? Steht die heutige Verletzlichkeit von Hochhäusern durch Terror in einer inneren Beziehung zur Schutzlosigkeit der Zivilbevölkerung damals im Luftkrieg, trotz Bunkern? Deutet sich dieses Bild als modernes Memento Mori?

Friedrich benützt Geschichte. Er belässt sie nicht in ihrer politisch-historischen Zeitlichkeit, sondern versucht sie moralisch zu überhöhen. In gewisser Weise wird hier eine „Bombentheologie“ zelebriert, die sich unter anderem in tief- bis trübsinnigen Meditationen über das Wesen der Toten ergeht und die eher beiläufig in der Diskussion um die Möglichkeit einer Kollektivschuld auf den Punkt zu kommen scheint: „Die Waffe antwortet auf die Sündhaftigkeit der Stadt“ (S. 6). An anderer Stelle steht: „Wer bombt, und sei es, er befreie, hat unrecht“ (S. 225). Eine schöne Erkenntnis, zu der der Verfasser da kommt. Jenseits aller erwiesenen militärischen Ineffizienz des alliierten Bombenkrieges während des Zweiten Weltkrieges muss die Frage aber erlaubt sein: Gilt dies für alle, oder gar für immer?

Dr. Winfried Mönch, freier Historiker in Stuttgart,
E-Mail: Winfried.Moench@web.de

„Großstadtwirbel“. Über den Beginn des Lärmzeitalters, Wien 1850–1914

An einem schönen Sommerabend des Jahres 1907 unternahm der renommierte Dramaturg und spätere Direktor des Wiener Burgtheaters Alfred Freiherr von Berger ein ebenso bemerkenswertes wie simples Experiment. Er begab sich in den Garten seines Hauses, das sich – wie er betonte – in einer als ruhig geltenden Gegend in Wien befand, und begann die ihn umgebende „Stille“ akustisch zu analysieren. Minutiös registrierte er die Geräusche der Großstadt, ganz so „wie man gelegentlich das Trinkwasser, das man täglich genießt, chemisch und bakteriologisch untersuchen läßt“. Er unterschied folgende Geräusche:

Drei Musikkapellen, eine sehr nahe, eine etwas weiter, eine ganz fern; zwei bellende Hunde, einer in tiefer, einer in hoher Stimmlage; einen winselnden Hund; Wagengerassel; Glockengeläute; das Schwirren und Tuten zweier Automobile; das Zwitschern vieler Spatzen; zwei Klaviere; eine singende Dame; ein Mikrophon, das abwechselnd ein Orchesterstück und ein gesungenes englisches Lied vorführte; den Schrei eines Pfau; das entfernte Gebrüll der wilden Tiere in der Schönbrunner Menagerie; die Sirenen aus mindestens drei verschiedenen entfernten Fabriken; das heulende Wimmern eines elektrischen Motorwagens; das Rädergerassel und Bremsengekreisch eines Stadtbahnzuges; das Pfeifen und Pusten der Rangierlokomotiven der Westbahn; das Metallgeräusch der aneinanderstoßenden Puffer; das Rauschen des Windes in den Bäumen; einen Papagei; das wüste Geschrei der die Gäule eines Lastwagens antreibenden Kutscher; das Dangeln einer Sense; Trompetensignale aus einer Kaserne; Ausklopfen von Teppichen und Möbeln; das Pfeifen eines Vorübergehenden; das Zischen des Wasserstrahls, mit dem der Nachbargarten begossen wird; eine Drehorgel; die Glockenschläge und das dumpfe Rollen der Dampftramway.¹

¹ Alfred Freiherr von Berger, Autobiographische Schriften. Bd. 3: Reden und Aufsätze, Wien/Leipzig 1913, S. 314–315.

Das absichtsvolle Erlauschen einer derartigen Vielzahl an unterschiedlichen akustischen Eindrücken verweist paradigmatisch auf die gestiegene Aufmerksamkeit, die die Menschen zur Jahrhundertwende ihrer akustischen Umgebung entgegenbrachten. Die rasanten sozialen, technischen und wirtschaftlichen Veränderungen, denen Wien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgesetzt war, hatten eine Flut an neuen Geräuschen mit sich gebracht, die von der Bevölkerung erst adaptiert werden mussten. Ein typischer „Großstadtwirbel“ war entstanden, wie der Schriftsteller Felix Salten die neue urbane Lautsphäre mit ihren verwirrenden, sich ständig überlagernden Einzelgeräuschen nannte. Die gesamte auditive Kultur der Stadt war im Umbruch begriffen, immer mehr begann die Zunahme des Lärms den öffentlichen Diskurs zu bestimmen.

Während sich die historische Forschung seitens der Umwelt- und Stadtgeschichte bislang vor allem auf die technischen, rechtlichen und gesellschaftspolitischen Maßnahmen zur Lärmbekämpfung konzentrierte,² soll im Folgenden der gesellschaftliche Umgang mit Lärm exemplarisch anhand einer zur „Weltstadt“ anwachsenden Metropole untersucht werden. Ausgehend von der sich auch in Wien radikal verändernden Lautsphäre wird die Intensivierung des Lärmdiskurses innerhalb der bürgerlichen Eliten dargestellt und die Auswirkung auf die Entwicklung und Gestaltung der Stadt analysiert. Wobei sich, soviel sei vorweggenommen, eine grundsätzliche Ambivalenz gegenüber dem Lärm feststellen lässt. Dieser stellt sich als komplexes Phänomen dar, an dem paradigmatisch Fragen der Großstadtentwicklung, der Kultur- und Zivilisationskritik, aber auch soziale und ökonomische Konflikte abgehandelt werden. Die eingeschlagenen Strategien zur Bewältigung des Lärmproblems erweisen sich als Teil einer bürgerlich geprägten Wahrnehmungskultur, die entscheidend beitrug zur sukzessiven Neuordnung und Reglementierung des öffentlichen Raumes.

² Vgl. dazu u.a. Raymond W. Smilor, *Toward an Environmental Perspective. The Anti-Noise Campaign, 1893-1932*, in: Martin V. Melosi (Hg.), *Pollution and Reform in American Cities, 1870-1930*, Austin/London 1980, S. 135-151; Lawrence Baron, *Noise and Degeneration. Theodor Lessing's Crusade for Quiet*, in: *Journal of Contemporary History*, Nr. 1/1982, S. 165-178; Matthias Lentz, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“. Lärm, Großstadt und Nervosität im Spiegel von Theodor Lessings „Antilärmverein“, in: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte*, Nr. 13/1994, S. 81-105; Richard Birkefeld/Martina Jung, *Die Stadt, der Lärm und das Licht. Die Veränderung des öffentlichen Raumes durch Motorisierung und Elektrifizierung*, Seelze 1994; Klaus Saul, *Wider die „Lärmpest“. Lärmkritik und Lärmbekämpfung im Deutschen Kaiserreich*, in: Dittmar Machule/Olaf Mischer/Arnold Sywottek (Hg.), *Macht Stadt krank? Vom Umgang mit Gesundheit und Krankheit*, Hamburg 1996, S. 151-92; Karin Bijsterveld, *The Diabolical Symphony of the Mechanical Age. Technology and Symbolism of Sound in European and North American Noise Abatement Campaigns, 1900-40*, in: *Social Studies of Science*, Nr. 1/Februar 2001, S. 37-70.

Die Veränderung der urbanen Lautsphäre

Zwei Parameter bestimmen den Klang eines Raumes: seine – vor allem bauliche – Ausgestaltung und die Art der darin stattfindenden Lautereignisse. Beides änderte sich in Wien seit Mitte des 19. Jahrhunderts grundlegend.

Schon rein flächenmäßig erweiterte sich Wien innerhalb von nur wenigen Jahrzehnten beträchtlich. Im Jahre 1850 wurden die Vorstädte eingemeindet; 1857, wenn auch vergleichsweise später als in anderen europäischen Hauptstädten, wurde mit dem Abbruch der Befestigungsanlagen begonnen und damit auch die räumliche Voraussetzung für die Verschmelzung der Altstadt mit den neuen Stadtteilen geschaffen.

1890/92 folgte die Eingemeindung der außerhalb des Linienwalls gelegenen Vororte, 1904 jene der Gebiete jenseits der Donau. In Zahlen ausgedrückt wuchs die Grundfläche der Stadt von 55,4 km² (1850, nach Eingemeindung der Vorstädte) auf 275,9 km² (1910). Dem entsprach eine gewaltige Steigerung der Einwohnerzahlen, die im gleichen Zeitraum von rund 431.000 auf knapp über zwei Millionen emporstiegen. Die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien stellte damit die viertgrößte Metropole Europas dar, hinter London (7,3 Mio.), Paris (2,9 Mio.) und Berlin (2,1 Mio.).

Diese Entwicklung zur Großstadt ging einher mit einer sukzessiven Versiegelung des Untergrundes und dem Anwachsen der geschlossenen Verbauung – in der Horizontalen wie in der Vertikalen. Die Verkehrsflächen dehnten sich zwischen 1870 und 1913 von 2,7 Mio auf 15,7 Mio m² aus, wobei in den Innenstadtbezirken bereits mehr als 80 Prozent gepflastert waren.³ Die Zahl der Gebäude stieg von rund 12.000 (1880) auf 41.000 (1910), zwei Drittel davon wiesen mehr als zwei Geschosse auf.⁴

Eine raumakustisch völlig neue, steinerne Stadtlandschaft entstand, mit zum Zentrum hin immer tiefer werdenden „Straßenschluchten“, in denen sich die Schallimpulse vielfach brachen und reflektierten. So war neben dem Direktschall stets auch ein diffuses Schallfeld wahrnehmbar, dessen Intensität nach oben hin zunahm, ehe es über die Stadtoberkante entwich. Ein relativ hoher Grundgeräuschpegel und ein Verlust an akustischer Orientierung waren die Folgen, beides Wahrnehmungen, die bereits von den Zeitgenossen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts gemacht wurden, und die belegen, dass in der Bevölkerung schon bald Er-

³ Günther Chaloupek/Peter Eigner/Michael Wagner, Wien. Wirtschaftsgeschichte 1740-1938, Teil 2: Dienstleistungen, Wien 1991, S. 800.

⁴ Peter Feldbauer, Stadtwachstum und Wohnungsnot. Determinanten unzureichender Wohnungsver-sorgung in Wien 1848 bis 1914, Wien 1977, S. 292-294.

klärungen für die veränderte Akustik in der Großstadt gesucht wurden. Das Bild vom schwer entrinnbaren Gefängnis tauchte auf, das mehr oder weniger jede Stadt in akustischer Hinsicht darstelle. Bereits 1873 bemerkte der Publizist August Silberstein in seiner Beschreibung von Wien, dass die hohen Häuser den Schall „zusammenhalten und verstärken“.⁵ Sein Kollege Heinrich Weruer sprach knapp vier Jahrzehnte später von der Stadt als einem „steinernen Gefäße, (...) aus dem der Lärm nicht mehr entweichen kann.“⁶

Wesentlichen Anteil am Zustandekommen solcher Eindrücke hatte die enorme Steigerung des Verkehrs und die dadurch hervorgerufene Potenzierung der Verkehrsgeräusche. Während im innerstädtischen Nahverkehr noch lange Zeit die Fußgänger dominierten, standen für die Zurücklegung größerer Distanzen schon bald eine Unmenge an pferdegezogenen Wagen zur Verfügung. Im Wien des Jahres 1900 zählte man allein 998 Fiaker, 1794 Einspänner, 1159 Lohnkutscher und 735 Stellwagen. Als Massenverkehrsmittel hatte sich die seit 1865 in den Straßen der Stadt verkehrende Pferdetramway etabliert und die in den 80er-Jahren eingeführte Dampftramway. Ab der Jahrhundertwende kam es mit der sukzessiven Elektrifizierung der Straßenbahn und der Fertigstellung der von Otto Wagner konzipierten Stadtbahn (1898–1902) zu einer weiteren Verdichtung des innerstädtischen Personenverkehrs. Bis 1913 wurde das Straßenbahnnetz auf 244 Kilometer ausgebaut, 3001 elektrisch betriebene Wagen beförderten jährlich 322,6 Millionen Fahrgäste. Zur gleichen Zeit begann sich auch immer mehr der motorisierte Kfz-Verkehr bemerkbar zu machen, bereits 3.858 Autos und 748 Motorräder waren im Jahre 1914 in Wien registriert. Und auch von oben kamen erstmals Motorengeräusche: Seit Oktober 1909 zogen, wenn auch noch vergleichsweise selten, Flugzeuge ihre Kreise über der Stadt.⁷

Als wichtigstes Individualverkehrsmittel hatte sich ab den 90er-Jahren das für die breite Masse erschwingliche Fahrrad etabliert. Rund 13.000 Radfahrer waren 1896 bei der Wiener Polizei gemeldet, für das Jahr 1900 wird die Zahl der tatsächlichen Radfahrer auf beachtliche 70.000 geschätzt.⁸

⁵ August Silberstein, *Die Kaiserstadt am Donaustrand. Wien und die Wiener in Tag- und Nachtbildern*, Wien 1873, S. 55.

⁶ Heinrich Weruer, *Rückkehr in die Stadt*, in: *Neues Wiener Tagblatt*, 2.10.1911, S. 1.

⁷ Chaloupek/Eigner/Wagner, Wien, S. 865, 886, 892.

⁸ Roman Sandgruber, *Cyclisation und Zivilisation. Fahrradkultur um 1900*, in: Hubert Ch. Ehalt/Gernot Heiß/ Hannes Stekl (Hg.), *Glücklich ist, wer vergißt ...? Das andere Wien um 1900*, Wien/Köln/Graz 1986, S. 287.

Jedes dieser Fahrzeuge brachte seine Spezifika ein in den immer vielstimmiger werdenden Chor der Verkehrsgeräusche, der sich in den Straßen und Höfen vermischte mit den allgegenwärtigen Rufen und Darbietungen von zahllosen umherziehenden Handwerkern, Händlern und Musikern. Wobei die sozialen, durch Mensch und Tier verursachten Laute in zunehmenden Maße von den Maschinengeräuschen des motorisierten Verkehrs überlagert wurden. Es war der auf der Straße vernehmbare Verkehrslärm, der zum hörbaren Erkennungszeichen der Großstadt werden sollte, zur „sinnlich wahrnehmbaren Signifikanz der Moderne“.⁹

Deutlich wahrnehmbar war es im 19. Jahrhundert zu einer Erhöhung des Geräuschpegels gekommen. Dies lässt sich beispielhaft anhand jener Signaltöne nachvollziehen, die eingesetzt wurden, um vor Gefahren zu warnen. So wurde in Wien der Ausbruch eines Brandes seit dem 16. Jahrhundert durch einen Wächter im Stephansturm kundgetan, der aus voller Kehle und verstärkt durch ein Sprachrohr „Feuer!“ brüllte. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts hob sich dieses Signal allerdings nicht mehr deutlich genug ab vom übrigen akustischen Milieu im Herzen der Stadt, sodass man es schließlich 1855 abschaffte und – auch aus Gründen der schnelleren Nachrichtenübermittlung – eine direkte telegraphische Verbindung zur Zentral-Löschanstalt am Hof einrichtete. Auch die Einsatzfahrzeuge mussten sukzessive ihre Signalstärken erhöhen. Die bislang üblichen Trompeten- und Glockensignale wurden allmählich vom jaulenden Klang der Sirene abgelöst.¹⁰

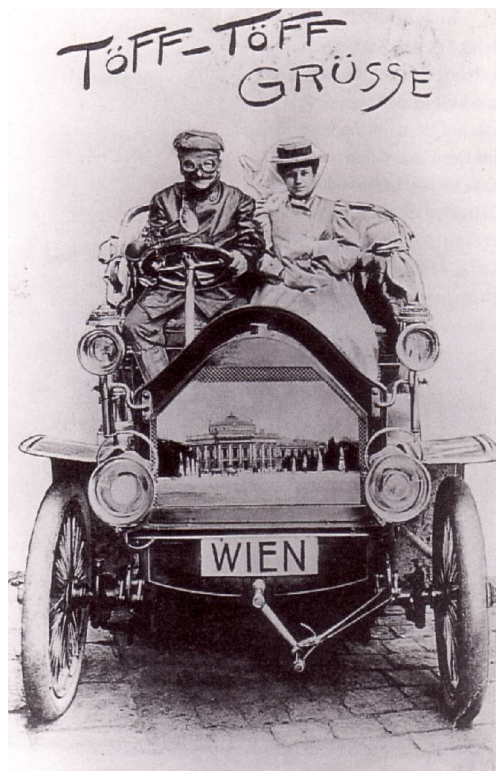


Abb. 1: Grußpostkarte aus Wien, um 1900

⁹ Birkefeld/Jung, Die Stadt, S. 31.

¹⁰ Der Feuerwächter versah noch bis Ende 1955 seinen Dienst im Turm zu St. Stephan. Vgl. Helmut Bouzek, Wien und seine Feuerwehr. Geschichte und Gegenwart, Wien 1990.

Die Stadt war „groß und laut“ geworden, das stellten so manche Zeitgenossen bedauernd fest. Und immer häufiger tauchten auch Klagen über den Verlust an Stille auf. Mit dem Ausbau der öffentlichen Beleuchtung drang die Stadtgesellschaft mit ihren Aktivitäten immer weiter in die Nacht hinein vor. Die Schlaflosigkeit der großen Stadt, ihr kontinuierlicher Betrieb, wurde zum Charakteristikum der Metropolen.¹¹ Immer mehr verschwammen die akustischen Kontraste zwischen Tag und Nacht; immer kürzer wurden die Phasen der Stille. Nicht zufällig proklamierte Freiherr von Berger schon 1909 das „Recht auf Stille“, das es wieder durchzusetzen gelte. Eine richtige Stille, meinte er, sei mittlerweile so gut wie unbekannt, ja der Großstädter brauche oft sogar einen gewissen Geräuschpegel, um sich wohl zu fühlen.¹²

Der Beginn des Lärm-Diskurses

Industrialisierung und Urbanisierung verliehen dem Lärm eine neue Dimension und Qualität, sodass auch dessen gesundheitliche Folgen immer stärker in das Blickfeld der Öffentlichkeit gerieten. Erstmals erkannten die Ärzte Lärm als ernsthaftes medizinisches Problem, wie Untersuchungen an einschlägig belasteten Berufsgruppen wie Kesselschmieden, Soldaten, Telephonistinnen, Lokführern oder Heizern belegten.¹³ Und auch die über die Gesundheitsverhältnisse der Stadt wachenden Hygieniker wiesen immer entschiedener auf die schädlichen Folgewirkungen des Lärms hin. In der Hierarchie der städtischen Umweltbelastungen nahm er hinter den unangefochten an der Spitze stehenden Gerüchen schon bald den zweiten Platz ein.¹⁴ Dabei stellte der Lärm charakteristischerweise eine Querschnittsmaterie dar, die sich in allen Lebensbereichen manifestierte: vom Wohnalltag über den öffentlichen Raum bis hin zur Arbeitswelt. „Kein Zeitalter seit Erschaffung der Welt hat soviel und so ungeheuerlichen Lärm gemacht wie das unsrige“, empörte sich 1879 die weitgereiste Journalistin und Schriftstellerin Emmy

¹¹ Vgl. Joachim Schlör, *Nachts in der großen Stadt. Paris, Berlin, London 1840-1930*, München 1991.

¹² Berger, *Autobiographische Schriften*, S. 319.

¹³ Siegfried Krömer, *Lärm als medizinisches Problem im 19. Jahrhundert*, Diss., Mainz 1981. Vgl. dazu insbesondere die wegweisende Studie von Friedrich Röpke, *Die Berufskrankheiten des Ohres und der oberen Luftwege*, Wiesbaden 1902. Ein guter Überblick findet sich in Robert Jütte, *Kranke und gefährdete Sinne im 19. Jahrhundert*, in: Wolfram Aichinger/Franz X. Eder/Claudia Leitner (Hg.), *Sinne und Erfahrung in der Geschichte*, Innsbruck/Wien u.a. 2003, S. 196-200.

¹⁴ Geneviève Massard-Guilbaud, *Einspruch! Stadtbürger und Umweltverschmutzung im Frankreich des 19. Jahrhunderts*, in: Christoph Bernhardt (Hg.), *Environmental problems in European cities in the 19th and 20th century*, Münster/NewYork u.a. 2001, S. 78. Vgl. dazu auch Peter Payer, *Der Gestank von Wien. Über Kanalgase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen*, Wien 1997.

von Dincklage¹⁵ und brachte damit eine von immer mehr Menschen geteilte Empfindung auf den Punkt.

Wie in Deutschland war es auch in Wien das letzte Drittel des Jahrhunderts, in dem sich die Lärmdiskussion immer heftiger entfachte. In den regelmäßig veröffentlichten „Jahresberichten des Wiener Stadtphysikates“ wurde die Belästigung durch Lärm, insbesondere von Gewerbe- und Industriebetrieben, erstmals in den 1880er-Jahren zum Thema. Einzelne Lärmsünder wie Buchdruckereien, Kesselschmieden, Schlossereien oder Maschinenfabriken wurden allerdings zunächst noch im Verbund mit anderen Umweltbeeinträchtigungen angeführt. Erst ab dem Jahre 1894 ging man dazu über, Lärm als eigene Rubrik innerhalb des Gesamtkomplexes der „sanitären Übelstände“ auszuweisen. Die Sanitätsbehörden hatten Lärm als spezifisches Problemfeld erkannt und versuchten dieses nunmehr auch statistisch zu erfassen. Demzufolge waren es von 1894 bis 1906 durchschnittlich 40 bis 50 Betriebe pro Jahr, die von den Sanitätsaufsehern wegen ungebührlicher Lärmerregung angezeigt wurden.¹⁶

Deutlich lässt sich sodann ab der Jahrhundertwende eine Intensivierung des Lärmdiskurses feststellen. Auch die „Österreichische Gesellschaft für Gesundheitspflege“, 1881 nach deutschem Vorbild gegründet, begann sich nunmehr in ihren Vorträgen und Publikationen nicht nur mit den Geruchs-, Wasser- und Bodenverhältnissen, sondern verstärkt auch mit dem Lärm auseinanderzusetzen. Die einflussreiche Vereinigung richtete ihre Aufmerksamkeit vor allem auf den Bereich der „Straßenhygiene“. Der in den Straßen der Großstadt herrschende Lärm sei, so musste man feststellen, mittlerweile „ohrenbetäubend“ und stelle für die Verkehrsteilnehmer wie für die Anrainer eine unzumutbare Belastung dar. Letztere würden überdies auch indirekt geschädigt, insofern sie durch Verschließung der Fenster und Türen die notwendige Durchlüftung ihrer Wohnungen verhinderten.¹⁷ Der Lärm wurde als „schlimmer Feind der Gesundheit“ bezeichnet, der den Menschen schwäche und seine Nervenkräfte verzehre.¹⁸ Längst hatten Mediziner einen direkten Zusammenhang zwischen seiner Ausbreitung und der allorts zu bemerkenden Steigerung der Nervosität¹⁹ diagnostiziert, die sich insbesondere in den Großstädten bemerkbar mache. Die „Neurasthenie“ wurde als die typische Krankheit des moder-

¹⁵ Zit. nach Klaus Saul, *Wider die „Lärmpest“*, S. 154.

¹⁶ Jahresberichte des Wiener Stadtphysikats, erschienen 1867 bis 1910.

¹⁷ Konrad Rumpf, *Ueber Straßenpflege vom hygienischen Standpunkte*, in: *Monatsschrift für Gesundheitspflege*, Nr. 9-10/1902, S. 191, 194.

¹⁸ Otto Dornblüth, *Der Schutz gegen Lärm*, in: ebd., Nr. 5/1909, S. 89.

¹⁹ Zur Entdeckung der „Nervosität“ als Modekrankheit der Zeit vgl. Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München 1998; Hans-Georg Hofer, *Nervenschwäche und Nervenstärke. Der Umgang mit der Nervosität 1880-1920*, Graz, phil. Diss. 2000.

nen Stadtmenschen identifiziert, der an einer nur mehr schwer verarbeitbaren Überreizung der Sinne leide.

Wie sehr sich die Geräuschkulisse von Wien gerade in den Jahren um 1900 veränderte, fiel insbesondere dann auf, wenn man nach längerer Pause wieder in die Stadt zurückkehrte. Unisono wurde der gestiegene Lärm als eindrucksvollste Veränderung wahrgenommen, die auf viele Besucher wie ein Schock wirkte. Ludwig Abels notierte im Juni 1899, nach fünfjähriger Abwesenheit von Wien: „So kam es, dass ich, noch ehe ich alle die in Zeitungen gerühmten Neuerungen, Stadtbahn, Seccession, Neubauten, Jubiläums-Ausstellung, kennenlernte, den Wandel der Wienerstadt an meinen Gehörnerven erfuhr.“²⁰

Ob das Leben in den modernen Metropolen die Sinne tendenziell eher verfeinerte oder – im Gegenteil – eher abstumpfte, war eine der Fragen, die im heftig entbrennenden Großstaddiskurs immer wieder diskutiert wurde und gerade in Hinblick auf den Lärm besonders schwierig zu beantworten schien. Konnte der vom Soziologen Georg Simmel beschriebene neue Typus des distanziert-intellektuellen „Großstadtmenschen“²¹ sich an die gesteigerte Intensität der urbanen Lautsphäre gewöhnen oder nicht? Unbestritten war, dass dem Lärm schon allein aus physiologischen Gründen eine besondere Stellung zukam, sind doch die Ohren, wie immer wieder betont wurde, im Unterschied zu anderen Sinnesorganen nicht verschließbar und somit jederzeit schutzlos den Geräuschen der Umgebung ausgesetzt. Eng vernüpfte sich jedenfalls die Lärm- mit der Großstadtkritik, beides eingebettet in eine konservative Zivilisations- und Kulturbetrachtung, wie sie schon der renommierte deutsche Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl in den 1850er-Jahren artikuliert.²² In Österreich war es der Wiener Volkskundler Michael Haberlandt, der im Jahre 1900 erstmals auf die seiner Meinung nach unzweifelhafte kulturelle Bedrohung durch den Lärm hinwies, versinnbildlicht in der „entsetzlichen, nie endenden Kakophonie des Großstadtlärmes, welcher der moderne Culturmensch hilflos, schutzlos preisgegeben ist“. Lärm stellte für Haberlandt einen „untrüglichen Maßstab der von einer Gesellschaft erreichten Cultur“ dar: „Je mehr Lärm getragen wird, desto größer die Barbarei. Eine innerlich verfeinerte Welt ist der geschworene Feind jener anderen Unreinlichkeit, jenes lauten Gestankes, der Lärm heißt. Jede feinere Cultur hält sich seufzend Ohren und Nase zu in dem Toben der Geräusche dieser Welt.“²³

²⁰ Ludwig Abels, Das neue Wien, in: Die Zeit, Nr. 247/1899, S. 205.

²¹ Georg Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, in: Theodor Petermann (Hg.), Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung, Dresden 1903, S. 187-206.

²² Wilhelm Heinrich Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten, Stuttgart 1859, S. 337.

²³ Michael Haberlandt, Vom Lärm, in: Ders., Cultur im Alltag. Gesammelte Aufsätze, Wien 1903, S. 177.

Antilärmbewegung

Ausgehend von den USA und hier insbesondere der New Yorker Aktivistin Julia Barnett Rice, entstanden auch in Europa gesellschaftliche Bewegungen, die sich dem Kampf gegen den Lärm verschrieben. In Deutschland veröffentlichte der Publizist und Kulturphilosoph Theodor Lessing 1908 ein Buch mit dem provokanten Titel „Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens“, und noch im selben Jahr gründete er in Hannover einen „Antilärmverein“. In der zunehmenden Lärmbelästigung sah Lessing, ähnlich wie Haberlandt, eine Degenerationserscheinung unserer Kultur, ein Narkotikum, mit dem der moderne Mensch sich zu betäuben und die Nichtigkeit seiner eigenen Existenz zu verdrängen suche.

In zahlreichen in- und ausländischen Städten konnte Lessing Sympathisanten für seinen Kampf gewinnen. Auch in Wien, wo 1909 eine eigene „Ortsgruppe“ unter der Leitung des Kunsthistorikers Dr. Robert Stiasny entstand, der in seiner Funktion zeitweise unterstützt wurde vom Bezirksrichter Dr. Eduard Ritter von Liszt und dem Schriftsteller und späteren Friedensnobelpreisträger Alfred Hermann Fried. 35 Mitglieder verzeichnete man im Oktober 1910, womit Wien die sechstgrößte Mitgliedergruppe hinter Berlin, Hannover, München, Frankfurt am Main und Hamburg aufwies.²⁴ Wie in anderen Städten auch waren es vor allem Ärzte, Juristen, Schriftsteller, Künstler, Architekten und Ingenieure, die dem Verein beitraten, u.a. die Dichter Franz Karl Ginzkey und Emil Marriot, Ingenieur Friedrich Bittner oder Freiherr von Oppenheimer. Prominentestes Mitglied war wohl der bekanntermaßen hypersensible Hugo von Hofmannsthal, der derart lärmempfindlich war, dass er sogar während seiner Arbeitszeit für seine Familie eigene „Ruhebestimmungen“ einführte. In einem Brief schrieb er an Lessing: „Ihren Feldzug halte ich für notwendig und nützlich im höchsten Grade. Ich leide aufs Peinlichste unter Geräuschen und in einer Weise, die meine Arbeit oft gefährdet, obwohl ich auf dem Lande lebe, um Ruhe zu finden.“²⁵

Mit der Vereinszeitschrift „Der Antirüpel/Das Recht auf Stille. Monatsblätter zum Kampf gegen Lärm, Roheit und Unkultur im deutschen Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsleben“²⁶ erhielten Lärmgeplagte eine mediale Plattform, die ihre

²⁴ Die Gesamtzahl der Mitglieder betrug 1085. (Der Antirüpel/Das Recht auf Stille, Nr. 11/Dezember 1910, S. 57)

²⁵ Recht auf Stille/Der Antirüpel/Antirowdy, Nr. 4/Februar 1909, S. 53.

²⁶ Auf der Suche nach der öffentlichkeitswirksamsten Bezeichnung wurde der Titel der Zeitschrift mehrmals geändert: Der Antirüpel/Antirowdy/Das Recht auf Stille (Nr.1/November 1908), Das Recht auf Stille/Das Antirüpelchen/Der Antirowdy (Nr. 2/Dezember 1908), Recht auf Stille/Der Antirüpel/Antirowdy (Nr. 3-12/Jänner-Dezember 1909), Der Antirüpel/Recht auf Stille (Nr. 1-11, Jänner-Dezember 1910; Nr. 1-6, Jänner-Juni 1911). Zur internen Titeldiskussion vgl. Recht auf Stille/Der Antirüpel/Anti-

Beschwerden veröffentlichte und ausführlich über mögliche rechtliche Schritte informierte. Zudem bot der Verein bei Eingaben an amtliche Stellen seine Unterstützung an, Beschwerdekarten mit der Aufschrift „Ruhe ist vornehm“ wurden verbreitet, „Blaue Listen“ erstellt, die auf ruhige Unterkünfte hinwiesen, sowie „Schwarze Listen“, die unverbesserliche Lärmsünder anprangerten.

Die Reaktion der Öffentlichkeit auf diese Bewegung war, wie in Deutschland, durchaus ambivalent. Seit dem Beginn von Lessings Feldzug hatte sich auch in den Wiener Tageszeitungen die Diskussion über Lärm deutlich verstärkt. Zum einen gab es die Gruppe jener, die es überschwenglich begrüßten, dass nun endlich etwas gegen die „Lärmseuche“ unternommen werde. Unter ihnen neben dem bereits erwähnten Freiherr von Berger auch so politisch engagierte Journalisten wie Max Winter, der schon im Mai 1908 aufgerufen hatte: „Wir müssen dem Lärm begegnen wollen, wir müssen ihn als einen Schädiger der Großstadtmenschen erkennen und dann als solchen bekämpfen. (...) Es ist Zeit, dass wir auf Abwehr sinnen!“²⁷ Oder der Schriftsteller und Theaterdirektor Adam Müller-Guttenbrunn, der wenige Monate später meinte: „Schach dem Lärm! Es ist nur zu begrüßen, dass sich endlich ein Bund dagegen zu bilden beginnt.“²⁸

Die Gründung eines derartigen Vereins in Wien sei mehr als notwendig, hieß es in Leserbriefen an die Zeitungen, und ein Erfolg der Bewegung sei überaus wünschenswert, wenngleich man sich doch auch, wie selbst Sympathisanten warnten, vor Übertreibungen hüten müsse. Letzteres bekräftigten auch die Gegner der „Antilärmbewegung“, die in Lessing und seinen Anhängern schlicht neurotische, übersensible Fanatiker sahen, die sich dem Fortschritt der Zeit widersetzen. Sie wurden als verweichlichte Zeitgenossen denunziert, denen die Kraft zum Leben und damit zum Ertragen des Lärms fehle. An den Lärm, so argumentierte man, könne man sich bei etwas gutem Willen durchaus gewöhnen. Schon bei der Rezension von Lessings Lärm-Buch fehlte es nicht an Polemik gegenüber dem Verfasser, der als übernervöser, überheblicher Intellektueller mit ausgeprägtem Geltungsbedürfnis verunglimpft wurde.²⁹ Polemische Unterstellungen finden sich auch in so manchen Antwortschreiben prominenter Wiener Persönlichkeiten, die Lessing um Beitritt in seinem Verein gebeten hatte. So erklärte Otto Eisenschitz, Schriftsteller und Dramaturg am Wiener Bürgertheater, kategorisch: Ihr Feldzug gegen den Lärm ist nicht notwendig und nützlich. Im Gegenteil, er ist kleinlich, überflüssig, zwecklos und unsinnig! (...) Wer viel in freier Luft ist und viel badet, der ist nicht nervös. Der

rowdy, Nr. 3/Jänner 1909), S. 33-34.

²⁷ Max Winter, Wiener Lärm, in: Arbeiter-Zeitung, 20.5.1908, S. 3.

²⁸ Adam Müller-Guttenbrunn, Lärm, in: Wiener Abendpost, 10.9.1908, S. 3.

²⁹ Vgl. z.B. Julius von Ludassy, Lärm, in: Neues Wiener Tagblatt, 7.3.1908, S. 1-3.

schläft gut und leidet also unter keinem Lärm. Ich liebe den großstädtischen Lärm. Ich liebe jeden Lärm, der auf ein freies, reges, temperamentvolles, lustiges, heiteres Leben schließen läßt. Der Lärm des großstädtischen Betriebes ist mir Bedürfnis. (...) Ihrem Verein trete ich nicht bei. Bedauere, nein, bin, Gottlob!, gesund!³⁰

Selbst abseits solch persönlicher Invektiven wird deutlich, welch hohes Maß an Subjektivität bei der Beurteilung der Lärmfrage mitschwang und wie schwer man sich tat, diese sachlich und objektiv zu diskutieren. (Erst Mitte der 1920er-Jahre sollte es der Wissenschaft gelingen, das per se immaterielle Phänomen des Lärms mit technischen Mitteln zu erfassen und quantitativ zu messen.³¹) Hinzu kam, dass Lärm zum Symbol für Modernität und weltstädtische Urbanität geworden war, zu einer sinnlichen Erscheinung, die Wiens Aufstieg zur Weltstadt begleitete. Seit dem Jahre 1873, als in Wien die Weltausstellung abgehalten wurde, war man aufgenommen in den auserwählten Kreis der Metropolen, und dazu gehörte nicht zuletzt ein bestimmtes Ausmaß an Lärm. Lärm und großstädtisches Lebensgefühl schienen untrennbar miteinander verbunden, weshalb manche Zeitgenossen in Anspielung an Lessings Postulat vom „Recht auf Stille“ auf ihrem „Recht auf Lärm“ beharrten: „Gestehen wir's doch offen: wir Großstadtmenschen (...) können tatsächlich ohne diesen Straßenlärm nicht leben. Er ist die geistige Anregung unserer Tage und die einwiegende Musik unserer Nächte.“³²

Derartigen Apologien des Lärms, wie sie auch im Ausland von Künstlern wie August Endell oder Luigi Russolo formuliert wurden³³, stellten allerdings eher die Ausnahme dar. Die Lärmgegner hielten dem nur lakonisch entgegen: „Wir brauchen den unnötigen Straßenlärm nicht, auch nicht die mutwillige Störung unserer Nachtruhe, um daran gemahnt zu werden, dass Wien eine Weltstadt ist – , das wissen wir ohnehin.“³⁴

Der unermüdlich für seine Sache kämpfende Lessing entfaltete in Wien eine breite Agitationstätigkeit. Er publizierte mehrere große Zeitungsartikel³⁵ und kam persönlich zu zwei Vorträgen in die Stadt. Am 15. März 1911 hielt er auf Einladung der „Österreichischen Gesellschaft zur Bekämpfung der Rauch- und Staubplage“ im Hörsaal des Hygienischen Instituts der Universität Wien einen Vortrag über die

³⁰ Recht auf Stille/Der Antirüpel/Antirowdy, Nr. 6/April 1909, S. 110.

³¹ Vgl. Emily Thompson, *The Soundscape of Modernity. Architectural Acoustics and the Culture of Listening in America 1900-1933*, Massachusetts 2002, S. 144-168.

³² Edmund Wengraf, Das Recht auf Lärm, in: *Die Zeit*, 30.4.1911, S. 1-2.

³³ August Endell, *Die Schönheit der großen Stadt*, Stuttgart 1908, S. 31-33; Luigi Russolo, *L'arte dei rumori*, 1913 (Futuristisches Manifest).

³⁴ Straßenlärm und Straßenverkehr: Zuschrift eines Wienerers, in: *Neues Wiener Tagblatt*, 22.12.1911, S. 8.

³⁵ Gegen den Lärm, in: *Die Zeit*, 26.8.1908, S. 1-2; Experimentelle Versuche über den Lärm, in: *Arbeiter-Zeitung*, 9.11.1909, S. 1-2; Die Psychologie des Lärms, in: *Neue Freie Presse*, 7.6.1911, S. 1-3.

„Antilärmbewegung“, zwei Wochen später sprach er am 29. März im „Wissenschaftlichen Klub“ über die „Psychologie des Lärms“. Beide Veranstaltungen wurden laut Presseberichten mit großem Beifall aufgenommen, wobei man nicht ohne ironischen Unterton hinzufügte: „Nicht mit Händeklatschen, sondern durch Tücherschwenken dankten die Zuhörerinnen, die gelehrige Schüler waren, dem Vortragenden.“³⁶

Doch trotz der vielen Sympathiekundgebungen und der hohen medialen Resonanz, die der Verein in kurzer Zeit erlangt hatte, musste er in Österreich wie in Deutschland bereits im Herbst 1911 seine Tätigkeit einstellen. Notorische Geldnot und die zu geringe Anzahl an aktiven Mitgliedern, die fast durchwegs aus bürgerlich-liberalen Kreisen stammten, waren die unmittelbaren Gründe dafür. Eine Verankerung in der Arbeiterschaft war so gut wie nirgends gelungen, obwohl gerade sie in ihrem Fabrikalltag de facto weitaus größeren Lärmbelastigungen ausgesetzt war. Zu unterschiedlich waren hier jedoch – gezwungenermaßen – die Hörgewohnheiten und damit Toleranzschwellen, aber auch die konkreten Handlungsspielräume für den einzelnen.

„Wiener Lärm“

Worauf bezogen sich nun im Detail die Beschwerden, die in Wien an den „Antilärmverein“ herangetragen und in Zeitungen und Zeitschriften vorgebracht wurden? Wie in anderen Großstädten betrafen sie in erster Linie den Verkehrslärm. Es war der „Moloch Verkehr“, der sich, so der Journalist Reinhard E. Petermann, zum „grausamen Despoten unserer Zeit“ entwickelte und mit seinen „unaufhörlichen disharmonischen Geräuschen (...) Unruhe in die Gemüter“ bringe:³⁷ das Getrappel der eisenbeschlagenen Hufe auf dem Kopfsteinpflaster, das Gerassel der Pferdegeschirre, das Poltern der Wagenräder, das Knarren und Quietschen der Kutschen, das „Wimmergeheul“ der Elektrischen, das Brummen und Knattern der Automobile und Motorräder ...

Dabei waren es vor allem die Signallaute, die als besonders störend empfunden wurden: neben dem Geläute der Straßenbahn vor allem das Klingeln der Fahrräder, das Gehupe der Automobile, die Rufe der Kutscher und Fuhrleute, die weithin vernehmbaren Pfliffe der Eisenbahn. All das ertönte beständig, so hieß es klagend, „von allen Seiten, von rechts und links, von vorn und hinten“.³⁸

³⁶ Neues Wiener Tagblatt, 16.3.1911, S. 3.

³⁷ Reinhard E. Petermann, Die Lärmplage, in: Neues Wiener Tagblatt, 8.7.1912, S. 2.

³⁸ Straßenlärm und Straßenverkehr. Zuschrift eines Wieners, in: Neues Wiener Tagblatt, 22.12.1911, S. 8.

Zu den Signallauten gehörten auch die eindringlichen Rufe der umherziehenden Straßenhändler und Handwerker, die ihre Waren und Dienstleistungen lautstark anpriesen, wie der „Bandelkramer“, der „Messer- und Scherenschleifer“ oder das „Lavendelweib“. Als „Les Cris de Vienne“ seit dem 18. Jahrhundert bekannt³⁹, prägten die „Kaufrufe“ das akustische Stadtbild in vielen Bereichen Wiens. Nun begann sich allerdings auch ihnen gegenüber die akustische Intoleranz zu erhöhen, trugen sie doch entscheidend bei zu jenem Stimmengewirr auf den Straßen, das laut Max Winter den „Wiener Lärm“ so unerträglich mache.⁴⁰

Die Palette der beklagten Geräusche war schier unbegrenzt. Man beschwerte sich über die scheppernden Milch- und Bierwägen der morgentlichen Lieferanten, die metallenen Eisenstangen, die beim Wagentransport hart aneinanderschlugen, das nervenerschütternde Peitschenknallen, das schon Schopenhauer zu einer berühmten Tirade veranlasst hatte⁴¹, das geräuschvolle Öffnen und Schließen der eisernen Rollbalken an den Geschäftslokalen, die lärmende Jugend in den Volksbadeanstalten, die Orchesterklänge aus einem Kinematographentheater, die lautstarken Reparaturarbeiten an den Straßenbahngleisen, die Verschubgeräusche der Stadtbahn, den Motorenlärm aus einer Versuchsanstalt für Kraftfahrzeuge, den Lärm der Rotationsmaschinen aus einer Druckerei, das Gejohle umherziehender Studenten oder das unaufhörliche Hundegebell. Über letzteres entsetzte sich in besonderem Maße Eduard Ritter von Liszt, der einen Hund gezählte 134 Mal ohne Pause bellen hörte.⁴²

Zunehmend sensibel reagierte man auch auf musikalische Belästigungen. Gegen die Darbeitungen der unzähligen Straßenmusiker, insbesondere jene der Werkel-männer, erhoben sich „vielfache Klagen des Publikums“, ebenso wie gegen das zunehmend Verbreitung findende Grammophon, dessen Töne, so ein Zeitgenosse, „das Gehirn bis zur Verzweiflung kratzen“⁴³; ganz abgesehen vom allerorts vernehmbaren Geklimper des zu einem Modeinstrument gewordenen Klaviers, das sich, wie man meinte, in der Musikstadt Wien geradezu seuchenartig ausbreite.⁴⁴

Da ganz Wien über Jahrzehnte hinweg mehr oder weniger einer riesigen Baustelle glich, wo an unzähligen Orten aufgedigelt, um- und neugebaut wurde, war

³⁹ Vgl. Hubert Kaut, Kaufrufe aus Wien. Volkstypen und Straßenszenen in der Wiener Graphik von 1775 bis 1914, Wien/München 1970.

⁴⁰ Winter, Wiener Lärm, S. 3.

⁴¹ Arthur Schopenhauer, Ueber Lärm und Geräusch, in: Ders., Parerga und Paralipomena, Kleine philosophische Schriften, Bd. 2, Leipzig 1874, S. 678-82.

⁴² Eduard Ritter von Liszt, Schutz unseren Nerven, in: Sonderabdruck aus Bielitz-Biala'er Anzeiger, Nr. 2634, 2.8.1913, S. 3.

⁴³ Ferdinand Scherber, Das Werkel, in: Neues Wiener Tagblatt, 3.5.1906, S. 3.

⁴⁴ Max Kalbeck, Wehe den Tausenden ..., in: Der Antirüpel/Recht auf Stille, Nr. 5/Mai 1911, S. 22-23.

schließlich auch der Baustellenlärm ein häufiges Thema. Die „Demolierung zur Großstadt“ (Karl Kraus) war im Alltag der Bewohner akustisch allgegenwärtig. Wenig bis gar keine Beschwerden wurden über den Lärm der Fabriken und das häufige Geläute der Kirchenglocken geäußert. Eindeutig waren es die akustischen Emanationen der unteren Bevölkerungsschichten – ihre Schreie, ihre Rufe, ihre unzivilisierten Verhaltensweisen bis hin zum unbegabten Klavierspielen –, die am häufigsten beklagt wurden. Für die Ohren des Bürgertums waren diese Geräusche – wie auch jene der Tiere – Ausdruck eines „rohen“ und „ungezügelter“ Wesens, dem man sich zu widersetzen trachtete. So verbarg sich hinter der Auseinandersetzung mit dem Lärm

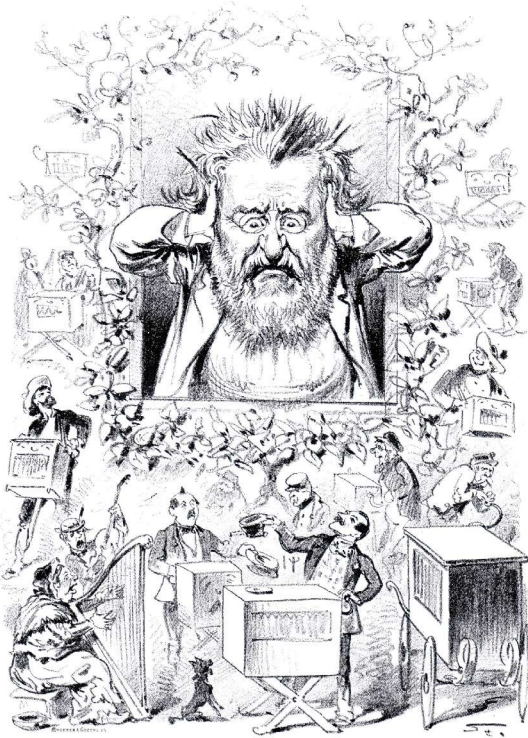


Abb.2: „Werkelmannplage“, Karikatur 1877

in Wahrheit ein Klassenkampf, der Kampf des Bürgertums gegen die „Roheit“ und „Wildheit“ des Proletariats. Dabei war soziale Abgrenzung auch in akustischen Dingen angesagt, kam doch gerade der Verfeinerung des musikalischen Geschmacks in der bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhundert eine wichtige identitätsstiftende Rolle zu.⁴⁵ Im Kampf gegen die „verwilderten Ohren“⁴⁶ ging es letztlich um die Etablierung einer Wahrnehmungskultur, in der „Ruhe“ zur sprichwörtlich ersten „Bürgerpflicht“ werden sollte.

⁴⁵ Vgl. James H. Johnson, *Listening in Paris. A Cultural History*, Berkeley/Los Angeles/London 1995; Generell zur bürgerlichen Erziehung und Ästhetisierung der Sinne: Robert Jütte, *Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace*, München 2000, S. 156-71. Zur Verfeinerung des Hörens am Beispiel der Werke Marcel Prousts vgl. Max Ackermann, *Die Kultur des Hörens. Wahrnehmung und Fiktion*, Nürnberg 2003, S. 111-248.

⁴⁶ Eduard Pötzl, *Leises Leben. Neue Skizzen*, Wien 1910, S. 2.

Analysiert man die regionale Herkunft der geäußerten Beschwerden, wird deutlich, dass sie sich zumeist auf den Lärm in den bürgerlichen Innenstadtbezirken bezogen, wo auch der Großteil der Sympathisanten des „Antilärmvereins“ wohnte: auf die Innere Stadt, Leopoldstadt, Josefstadt, auf Mariahilf, Währing oder Alsergrund. In letztgenanntem Bezirk befand sich im Übrigen mit dem Allgemeinen Krankenhaus ein besonders sensibler Ort, an dem der Straßenlärm noch störender als sonst empfunden wurde. Und besonders aufmerksam verfolgte man auch die Geräuschentwicklung in den beliebten Vergnügungsstätten, wie dem Heurigenort Grinzing, der manchen überhaupt nur mehr als „Stätte eines kaum noch menschlich zu nennenden Gelärmes und Gebrülles“ galt.⁴⁷

Es stellt sich die Frage: War Wien lauter, geräuschvoller, lärmverseuchter als andere Großstädte? Schon Theodor Lessing bemerkte, dass man nirgendwo sonst die psychologische Wirkung des Lärms besser studieren könne als in Wien.⁴⁸ Andere bezeichneten Wien schlicht als „die nervöseste Großstadt des Kontinents“⁴⁹ und beklagten, dass der Verkehrslärm hier „weit unerträglicher ist als etwa in London“⁵⁰. Drei – mehr oder weniger plausible – Gründe wurden dafür genannt: Erstens das in keiner europäischen Hauptstadt mehr so häufig verwendete Steinpflaster; zweitens die nach wie vor oberirdisch verlaufende Straßenbahn, wohingegen etwa in London, Paris oder Berlin bereits Untergrundbahnen existierten; und drittens die vergleichsweise heterogene Funktionsnutzung in den einzelnen Stadtteilen.⁵¹

Die, so scheint es, doch relativ spezifische Wiener Geräuschkulisse war auch für so aufmerksame „Ohrenzeugen“ wie Robert Musil unverkennbar. Er schrieb in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ gleich zu Beginn: „Hunderte Töne waren zu einem drahtigen Geräusch ineinander verwunden, aus dem einzelne Spitzen vorstanden, längs dessen schneidige Kanten liefen und sich wieder einebneten, von dem klare Töne absplitterten und verflogen. An diesem Geräusch, ohne dass sich seine Besonderheit beschreiben ließe, würde ein Mensch nach jahrelanger Abwesenheit mit geschlossenen Augen erkannt haben, dass er sich in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien befände.“⁵²

⁴⁷ Recht auf Stille/Der Antirüpel/Antirowdy, Nr. 9/Juli 1909, S. 170.

⁴⁸ Theodor Lessing, Die Psychologie des Lärms, in: Neue Freie Presse, 7.6.1911, S. 1.

⁴⁹ Straßenlärm und Straßenverkehr. Zuschrift eines Wieners, in: Neues Wiener Tagblatt, 22.12.1911, S. 8.

⁵⁰ Reinhard E. Petermann, Die Lärmplage, in: Neues Wiener Tagblatt, 8.7.1912, S. 1.

⁵¹ Es gibt nur a Kaiserstadt ..., in: Der Antirüpel/Recht auf Stille, Nr. 5/Mai 1911, S. 23.

⁵² Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 1, Reinbek b. Hamburg 1987, S. 9.

Die Möglichkeiten zur Lärmreduktion in den Städten seien, stellte der Berliner Stadtbauinspektor G. Pinkenburg 1903 in einer ausführlichen Studie unmissverständlich fest, äußerst beschränkt. Vor allem den Straßenlärm könne man bestenfalls verringern, keinesfalls aber völlig beseitigen.⁵³ Als eine der wenigen großflächig wirksamen Maßnahmen hatte sich die Befestigung des Straßenuntergrundes mit so genanntem „geräuschlosem Pflaster“ (Asphalt- bzw. Holzstöckelpflaster) anstelle des holprigen Kopfsteinpflasters bewährt – eine Maßnahme, die allerdings in Wien noch vergleichsweise selten angewandt wurde. Hier hinkte man weit hinter anderen Großstädten nach. Seit den 1870er-Jahren wurde die „Pflasterungsfrage“ denn auch zunehmend heftiger diskutiert und immer massiver die Einführung insbesondere des Asphaltpflasters, auf dem sich der Wagenverkehr „nahezu geräuschlos“ vollziehe, gefordert.

Längst hatte sich unter Experten die Überzeugung durchgesetzt, dass Geräuscharmut aus hygienischer wie aus städtebaulicher Hinsicht zu den wichtigsten Kriterien für ein modernes Straßenpflaster gehöre (neben Verkehrssicherheit, Sauberkeit, Geruchs- und Staubfreiheit).⁵⁴ Internationales Vorbild war Paris, wo um 1900 bereits 30 Prozent aller Verkehrsflächen mit „geräuschlosem Pflaster“ ausgestattet waren (rund 2.741.200 m²), während es in Wien erst 2,2 Prozent (174.300 m²) waren.⁵⁵ In besonders ruhebedürftigen Zonen, wie vor Spitälern oder Schulen, streute man weiterhin, wie seit Jahrhunderten üblich, zur Dämpfung der Geräusche Stroh auf die Straße.

Die von den Lärmgegnern immer wieder geforderten rechtlichen Schritte gegen die Geräuschplage beschränkten sich im Wesentlichen auf die Reduzierung der besonders störenden Signalgeräusche. So wurde das nervende Peitschenknallen, das Klingeln und Hupen sukzessive eingeschränkt bzw. verboten, Metallgegenstände mussten während des Transports auf Stroh oder Tücher gebettet und voneinander isoliert werden, ungefederte Wagen durften generell nur mehr im Schritttempo fahren.⁵⁶ Vor allem in der Innenstadt bedachte man die Einhaltung der nächtlichen Ruhebestimmungen mit erhöhter Aufmerksamkeit, ebenso wie die geräuscharme

⁵³ G. Pinkenburg, *Der Lärm in den Städten und seine Verhinderung*, in: Theodor Weyl (Hg.), *Handbuch der Hygiene*, 3. Supplement-Band, 1. Lieferung, Jena 1903, S. 6.

⁵⁴ Elfi Bendikat, *Umweltverschmutzung durch Verkehrsemissionen am Beispiel von Berlin und Paris 1900-1930*, in: Bernhardt, *Environmental problems*, S. 202.

⁵⁵ Alexander Swetz, *Straßenbau und Straßenpflege*, in: *Reiseberichte über Paris*, erstattet von den nachstehenden Beamten des Stadtbauamtes, Bd. VI, Wien 1901, S. 231.

⁵⁶ Ferdinand Freiherr Gorup von Besánez (Hg.), *Wiener Verkehrs- und Straßenpolizei. Eine Sammlung der darauf bezüglichen Gesetze, Verordnungen, Entscheidungen etc.*, Wien 1907, S. 579-581.

Betätigung der Rollläden. Zur Eindämmung der lästigen Klavierklänge erließ der Zentralverband der Hausbesitzervereine von Wien und Umgebung Ende 1908 neue Hausordnungen, in denen die Verwendung von wirksamen Klaviersdämpfern, insbesondere in der Zeit vor 9 Uhr früh und nach 10 Uhr abends, vorgeschrieben wurde.⁵⁷

Nach wie vor hatte man allerdings als Betroffener nur wenig juristische Möglichkeiten sich gegen unzumutbaren Lärm zu wehren. Die diesbezügliche Gesetzeslage war in Österreich, im Unterschied zu Deutschland, relativ eingeschränkt.⁵⁸ In vielen Fällen vertraute man auch auf eine technische Lösung des Lärmproblems, konnten doch gerade im Bereich des Straßenverkehrs immer wieder beachtliche Erfolge erzielt werden, wie die Verbesserung der Wagenfederung oder die Erfindung der Gummibereifung bewiesen. Die – auch aus Gründen des Lärmschutzes – geforderte Elektrifizierung der Stadtbahn konnte allerdings erst 1925 realisiert werden.

Wesentlich erfolgreicher als derart punktuelle Maßnahmen sollten schließlich jene Strategien sein, die sich die Regulierung und Neuordnung des öffentlichen Raumes zum Ziel setzten. Dies zeigen sogleich einmal jene Maßnahmen, die getroffen wurden, um den Straßenverkehr reibungsloser zu organisieren. Im Jahre 1913 wurde das bislang noch weitgehend unreglementierte Verkehrsgeschehen durch neue Fahr- und Gehordnungen reguliert, streng abgegrenzte Bereiche für Fußgänger und Fahrzeuge wurden geschaffen, wo immer möglich, wurden akustische durch visuelle Signale ersetzt.

Die akustische Neuordnung des öffentlichen Raumes betraf auch die Straßenhändler. Um deren Tätigkeit zu regulieren, waren von der Wiener Stadtverwaltung eigene Hausierlizenzen vorgeschrieben worden, eine Maßnahme die nicht zuletzt der Kontrolle und Abgrenzung gegenüber den untersten sozialen Schichten, den Bettlern, Obdachlosen und Vagabunden, diene. Das Marktkommissariat wurde angewiesen, streng gegen den unbefugten Hausierhandel vorzugehen. Akustische wie soziale „Reinigung“ der Straße gingen somit Hand in Hand. Im Jahre 1886 erteilte der Magistrat nur noch 940 Bewilligungen für Hausierer, deren Zahl sich, auch aus ökonomischen Gründen, kontinuierlich reduzierte.⁵⁹

Eine ähnliche Entwicklung lässt sich für die einst unzähligen Straßenmusiker feststellen, deren Gesang und Melodien ebenso aus dem Stadtraum verschwanden.

⁵⁷ Recht auf Stille/Der Antirüpel/Antirowdy, Nr. 3/Jänner 1909, S. 45.

⁵⁸ Im Wesentlichen standen dafür nur § 431 des österreichischen Strafgesetzes, §§ 339-344 des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches, die kaiserliche Polizeiverordnung von 1854 sowie einige Bestimmungen aus der Gewerbeordnung zur Verfügung, die jedoch allesamt relativ großzügig interpretiert werden konnten und von den Behörden nur in wirklich eindeutigen Fällen geahndet wurden.

⁵⁹ Sylvia Müller, Die Märkte der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, Wien, phil. Dipl. Arb. 1987, S. 138.

So hatte sich allein die Zahl der Werkelmänner zwischen 1838 und 1914 von 800 auf 100 reduziert. Seit Juni 1884 war ihr Spiel in der Innenstadt verboten.⁶⁰

Die Straße war vom Lebensraum zum Verkehrsraum geworden, zur monofunktionalen Fahrbahn, die ausschließlich auf die Bedürfnisse der motorisierten Verkehrsteilnehmer ausgerichtet wurde. Für den Automobilisten sei der Fußgänger nur mehr eine „lästige Zutat der Straße“, formulierte der Kritiker Michael Freiherr von Pidoll drastisch.⁶¹ Der Klang der Stimme entschwand in die noch ruhigeren Nebengassen, an den Rand der Stadt, wo sich Erholungs- und Vergnügungszonen etablierten, in die Innenräume von Wohnungen, Geschäften, Markthallen oder Gaststätten.

Die allmähliche räumliche Entflechtung der Stadtfunktionen entsprach auch den Intentionen der Stadtplanung, die sich in Wien seit Otto Wagners Generalregulierungsplan von 1892/93 als Wissenschaft durchgesetzt hatte. Fragen der Lärmbelastung spielten dabei eine zunehmend wichtigere Rolle, und auch bei der Erstellung von Bebauungsplänen und Bauordnungen wurde der Schallschutz allmählich zum wichtigen Thema.⁶² Dabei zielten die Planungen auf eine möglichst saubere Trennung der Wohn-, Geschäfts-, Gewerbe- und Industriegebiete ab. Große lärmintensive Betriebe sollten an den Stadtrand verlagert, Grünräume als Erholungsflächen erhalten werden. Letzteres gelang durch den 1905 geschaffenen „Wald- und Wiesengürtel“, der wichtige Regenerationszonen für die geplagten Nerven des Großstädtlers sicherte. Vor allem das Herzstück, der Wienerwald, von Josef Schöffel Anfang der 1870er-Jahre in einer spektakulären Pressekampagne in seinem Bestand gerettet, spielte als Refugium für die ruhesuchende Bevölkerung eine zunehmend wichtigere Rolle. Hier konnte man noch „Ruhe auf saftigen Wiesen und unter schattigen Bäumen“ finden⁶³, und hier wurden sich so manche „der Stille erst deutlich bewußt, die diesen Winkel der großen Stadt erfüllt“.⁶⁴

Deutlich verstärkte sich ab der Jahrhundertwende der Trend zur Stadtfucht. Sonntagsausflüge in die nahe Umgebung und die sommerliche Auswanderung in Form der so genannten „Sommerfrische“ waren nicht zuletzt aus hygienischen Gründen zum wichtigen Bestandteil bürgerlichen Lebens geworden. Klassische

⁶⁰ Felix Czeike, *Historisches Lexikon Wien*, Bd. 5, Wien 1997, S. 616.

⁶¹ Michael Freiherr von Pidoll, *Der heutige Automobilismus. Ein Protest und Weckruf*, Wien 1912, S. 4. Vgl. dazu Peter Payer, „Das Stadtbild von Wien ist traurig verändert“. Michael Freiherr von Pidolls Kritik des beginnenden Automobilszeitalters, in: *Wiener Geschichtsblätter*, Nr. 4/1998, S. 221-232.

⁶² Chr. Nußbaum, Bedeutsame Ansprüche an Bebauungspläne und Bauordnungen, in: *Zeitschrift für öffentliche Gesundheitspflege*, Nr. 2-3/1914, S. 138-142.

⁶³ Walther Graudenz, *Ottakring und Umgebung sowie seine Bewohner in Wort und Bild*, Wien 1904, S. 9.

⁶⁴ Ludwig Hirschfeld, *Wir kennen uns. Gemütliche, gereizte und nachdenkliche Skizzen aus Wien*, Wien 1909, S. 117.

Sommerfrischen- und Kurorte nahmen neben der gesunden Luft die „nervenschonende Ruhe“ als gewichtiges Argument in ihre Werbelinie auf.

Hatten sich die Lärmgegner mit ihren Forderungen im Einzelnen oft geschlagen geben müssen, so war letztlich doch eine verstärkte Sensibilität für die akustischen Umwelt entstanden, die die Ordnung des Stadtraumes in Hinkunft ebenso prägen sollte wie das Verhalten darin.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Walter Obermaier, Historisches Wien. Straßenverkehr und Verkehrsmittel, Zaltbommel/Niederlande 1995.

Abb. 2: Wiener Luft. Beiblatt zum Figaro, Nr. 29/1877.

Dr. Peter Payer, freier Historiker und Stadtforscher in Wien.

E-Mail: payer@stadt-forschung.at,

Internet: www.stadt-forschung.at,

Suburbane Erfahrungsräume: Das nördliche Umland Hamburgs von den 1950er Jahren bis in die 1970er Jahre (Projektbericht)

Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt fragt mit vornehmlich sozial- und kulturgeschichtlichen Ansätzen nach subjektiven Dimensionen der lebensweltlichen Veränderungen, gruppenspezifischen Erfahrungen und Wahrnehmungen, die mit der Entstehung der für unsere heutigen Gesellschaften charakteristischen suburbanen Räume einhergingen. Als Beispiel dient das schleswig-holsteinische Umland (die Kreise Pinneberg, Segeberg, Stormarn und Herzogtum Lauenburg) von Hamburg. Der Untersuchungszeitraum wird schwerpunktmäßig die Zeit von der Mitte der 1950er bis zum Beginn der 1970er Jahre umfassen, allerdings für verschiedene Entwicklungsstränge den Vorlauf seit den 1920er Jahren berücksichtigen und auch Ausblicke auf die 1970er und 1980er Jahre wagen.

Die mit den suburbanen Siedlungsformen sich ausprägenden Lebensstile und Erfahrungsräume sind bisher kaum geschichtswissenschaftlich thematisiert worden. Partiiell erfasst wurden sie bisweilen in Darstellungen, die vom Endpunkt der Eingemeindung eines Dorfes in die wachsende Großstadt her eine Linie konstruieren. Das davon kaum berührte Desiderat historiographischer Suburbanisierungsforschung ist bisweilen (auch in den IMS) vermerkt worden, aber bis in die jüngste Zeit hinein hat sich die Lücke zwischen sozialwissenschaftlichen Forschungen zu aktuellen Tendenzen der Suburbanisierung und den sozial- und kulturhistorisch noch kaum gedeuteten vorherigen Entwicklungen seit den 50er Jahren stetig vergrößert.

Unser erkenntnisleitendes Interesse richtet sich auf die Entstehungsbedingungen und auf die innere Differenzierung – von uns so genannter - „suburbaner Erfahrungsräume“, die zum einen durch Erfahrungen der dorthin zuziehenden Menschen wie der bereits ansässigen Bevölkerung, zum anderen durch gemeinsame und

unterschiedliche Wahrnehmungen der suburbanen Transformationsprozesse geprägt werden. Der für moderne Gesellschaften charakteristische Suburbanisierungsprozess bildet mithin die konstitutive Voraussetzung für ein neuartiges Phänomen, das bislang noch kaum mehr als impressionistisch umschrieben worden ist: die subjektiven Ausdrucksformen, kulturellen Praktiken und sich ausbildenden Lebensstile des Suburbanen.

Auf einer ersten Ebene wird es um die jeweiligen Wahrnehmungen und Erfahrungen der verschiedenen genannten Bevölkerungsgruppen miteinander gehen, die z.B. im Nachbarschaftskontakt in den Neubaugebieten – angefangen bei der gegenseitigen Unterstützung beim Hausbau –, in der Vereinskultur, im kirchlichen Gemeindeleben, in der Kommunalpolitik, in der Schule und im Einkaufsverhalten ihren Ausdruck fanden. Untersucht werden soll, wie diese und andere Einwohnergruppen trotz ihrer sehr unterschiedlichen Vorprägungen im Laufe der Zeit in ihren kulturellen Lebensbezügen zu Angehörigen jenes suburbanen Erfahrungsraumes wurden, der im Volksmund seit langem schon als Hamburger „Speckgürtel“ firmiert.

Auf einer zweiten Ebene soll nach den jeweils spezifischen Erfahrungen des Suburbanisierungsprozesses gefragt werden, der sich zeitgleich mit der Herausbildung einer postindustriellen Konsumgesellschaft seit dem Ende der 50er Jahre vollzog. Dazu zählen die unmittelbare Wahrnehmung der räumlichen Veränderung durch Bebauung und dichtere Besiedlung, die beginnende Massenmotorisierung und der Ausbau des Öffentlichen Personennahverkehrs, die Durchsetzung der fünftägigen Arbeitswoche, das „Wohnen im Grünen“, ob in Eigenheim oder Mietwohnung. Zusammen mit der Ausbreitung moderner Massenmedien, dem Aufstieg des Fernsehens zum neuen Hegemon der Häuslichkeit schuf die Kombination dieser neuen Elemente neue, zeitgenössisch häufig als „modern“ beschriebene Lebensstile. Als Trendsetter wirkten dabei jene aus der Stadt zugezogenen „Berufspendler“, denen im Projekt spezielle Aufmerksamkeit gelten soll. Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang ebenfalls die Geschlechterbeziehungen und Familienstrukturen, welche die Grundlage bildeten für das Wohnen und Leben in den neuen Siedlungen des Sozialen Wohnungsbaus wie auch in den spitzgiebeligen oder bungalowförmigen Eigenheim-Siedlungen, die teilweise mit erheblichen Eigenleistungen errichtet wurden. Viele junge Familien zogen nicht zuletzt der Kinder wegen aus der Stadt „ins Grüne“. Ihr werktäglicher Alltag war in der Regel dadurch gekennzeichnet, dass der Familienvater früh morgens mit dem Auto oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln, deren Strecken von Hamburg bis weit in das schleswig-holsteinische Umland reichen, zu seinem Arbeitsplatz fuhr. Danach gingen die älteren Kinder in die Schule, während vorschulische Betreuungseinrichtungen noch

kaum existierten. Zumindest vormittags blieben dann viele Frauen als „grüne Witwen“ im häuslichen Umfeld zurück. Erst mit den um 1960 zunehmenden Möglichkeiten der Teilzeitarbeit breitete sich - vermutlich - auch im suburbanen Raum daneben das Modell der „mitarbeitenden“ Ehefrau aus. Ferner hat sich der Blick auf die Erfahrungsräume älterer Menschen zu richten – darunter jene Großmütter und Großväter, welche oftmals in den familienökonomisch bedeutsamen Einliegerwohnungen lebten. Bei der Untersuchung solcher Fragen wird jeweils auf siedlungsstrukturelle Differenzierungen zu achten sein. Denn die Erlebnisdichte des Alltags im „Speckgürtel“ dürfte in Neubaugebieten ohne historisch gewachsenes Zentrum spürbar anders beschaffen gewesen sein als in Siedlungen mit Dorf- oder Kleinstadtbinding.

Die Herausbildung spezifischer Konsum- und Freizeitstile im suburbanen Erfahrungsraum – z.B. die Orientierung nach und an Hamburg – gilt es nicht zuletzt für die Jugendlichen möglichst differenziert zu erfassen, die im suburbanen Raum sozialisiert wurden – von der Schule über den Konfirmandenunterricht bis zu den in den 1960er Jahren entstehenden Diskotheken: Wie entwickelten sich jugendspezifische Angebote im suburbanen Raum selbst? Hat womöglich gerade auch diese Gruppe als Trendsetter gewirkt – etwa auf den zentralen Feldern der Mobilität oder der Kommunikation?

Auf einer dritten Ebene soll schließlich nach der Herausbildung spezifischer Identitäten im suburbanen Untersuchungsraum gefragt werden. Sie manifestierten sich etwa in der Festkultur, in politischen Bürgeraktivitäten sowie in der lokalen und regionalen Selbstrepräsentation (z.B. auf Kreisebene) und wurden medial verstärkt oder überhaupt erst konstruiert.

Archivalische Quellen, veröffentlichte zeitgenössische Materialien und Gespräche mit Zeitzeugen sollen in ihrer Kombination die Basis der geplanten Untersuchung bilden.

**Prof. Dr. Michael Ruck, Institut für Schleswig-Holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte (IZRG) an der Universität Flensburg,
E-Mail: ruck@uni-flensburg.de**

**Prof. Dr. Axel Schildt, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg,
E-Mail: schildt@fzh.uni-hamburg.de**

Ferdinand Beneke (1774 – 1848): Tagebücher, Briefwechsel, Schriften (Projektbericht)

Bislang war der Beneke-Nachlass im Hamburger Staatsarchiv so etwas wie ein Geheimtip. Die Tagebücher mit ihren umfangreichen Beilagen stellen einen ungewöhnlich reichen Quellenfundus dar, der – um nur einige Themenfelder anzudeuten – von Bedeutung ist für Forschungen zur Kultur-, Sozial- und Alltagsgeschichte des Bürgertums, zu Selbstzeugnissen und Reiseliteratur, zur Literaturrezeption, zur Sozialgeschichte der Medizin und nicht zuletzt zur Stadtgeschichte.¹ Der Umfang und die Komplexität des Quellenbestandes setzen freilich einer systematischen Auswertung Grenzen, so dass die Erschließung durch eine Edition seit langem als Desiderat bezeichnet wird. Seit 2001 nun arbeitet ein fünfköpfiges Team unter Leitung von Frank Hatje und Ariane Knuth an der Edition – initiiert von Franklin Kopitzsch (Universität Hamburg) und finanziert durch die „Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur“.²

„Tagebuch Meines Lebens“

Ferdinand Beneke hat 56 Jahre lang täglich Tagebuch geschrieben, und zwar von 1792, dem Entstehungsjahr der Marseillaise, bis zwei Wochen vor der Märzrevoluti-

¹ Welche Potentiale in den Tagebüchern für einzelne Fragestellungen stecken, verdeutlichen u. a. Arno Schmidt: Fouqué und einige seiner Zeitgenossen. Biographischer Versuch, Darmstadt 1958; Ingrid Lahrsen: Zwischen Erweckung und Rationalismus. Hudtwalcker und sein Kreis, Hamburg 1959; Franklin Kopitzsch: Grundzüge einer Sozialgeschichte der Aufklärung in Hamburg und Altona, 2., erg. Aufl., Hamburg 1990; Tilman Stieve: Der Kampf um die Reform in Hamburg 1789 – 1842, Hamburg 1993; Anne-Charlott Trepp: Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen 1996; dies.: Anders als sein „Geschlechtscharakter“: Der bürgerliche Mann um 1800 – Ferdinand Beneke (1774 – 1848), in: Historische Anthropologie 4 (1996), S. 57 – 77; Stephen Pielhoff: Paternalismus und Stadtarmut. Armutswahrnehmung und Privatwohltätigkeit im Hamburger Bürgertum 1830 – 1914, Hamburg 1999.

² Stand und Perspektiven der Edition und der Forschung waren Gegenstand eines Workshops, der im März 2004 in Hamburg stattfand. Vgl. dazu den Tagungsbericht von Claudia Thorn veröffentlicht unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=416>.

on von 1848. Zu den rund 5.000 Manuskriptseiten Tagebuch treten noch einmal schätzungsweise 6.000 Seiten Briefe, Konzepte und unpublizierte Schriften hinzu. Das meiste davon hat Beneke selbst als Beilagen zum Tagebuch archiviert. Er sah darin Dokumente, die zur „Geschichte meines Lebens“ gehören, und tatsächlich erschließen sie nicht selten Hintergründe der Tagebuchaufzeichnungen. Dabei reicht Benekes Horizont deutlich über die Grenzen der Stadtrepublik hinaus. So korrespondierte er u. a. mit Jean Paul und Friedrich de la Motte Fouqué, dem Verleger Friedrich Perthes, dem späteren preußischen Oberpräsidenten Ludwig von Vincke oder dem Bremer Bürgermeister Johann Smidt, der umtriebiger für die Interessen der Hansestädte auf dem Wiener Kongress und im Deutschen Bund eintrat.³

Ferdinand Christoph Beneke⁴, 1774 in Bremen geboren als Sohn eines vom Glück nicht gerade begünstigten Kaufmanns, studierte Jurisprudenz und Kameralwissenschaften in Rinteln und Halle, promovierte 1795 in Göttingen und siedelte 1796 nach Hamburg über, um sich dort als Advokat niederzulassen und „ein guter nützlicher Bürger unter Hamburgs freiem Volke“ zu werden. Da er über kein Vermögen verfügt, baut er sich bewusst ein „soziales Kapital“ durch aktives Networking auf. Schon zwei Jahre später wird er zum Armenpfleger gewählt und 1800 an das Niedergericht, zeitweilig fungiert er als Rechtskonsulent der portugiesisch-jüdischen Gemeinde. 1807 heiratet er Karoline von Axen, die aus einer Familie der hamburgischen Oberschicht stammt.⁵ Die französische Herrschaft über Hamburg bedeutet für Beneke auch persönlich eine Zäsur. Die Jahre 1813 und 1814 verbringt er im Exil – als Mitglied des Hanseatischen Direktoriums. Nach seiner Rückkehr wird er 1816 in die einflussreiche Position des Oberaltensekretärs gewählt⁶, die es ihm bis kurz vor seinem Tod im Jahre 1848 erlaubt, Brotberuf und bürgerlich-gemeinnützige Ambitionen miteinander zu verbinden, indem er die Möglichkeiten seines Amtes in den Reformprozessen des Vormärz nach Kräften ausschöpft.

³ Vgl. zu Johann Smidt und seinen politischen Netzwerken künftig die vor dem Abschluss stehende Dissertation von Nicola Wurthmann (Bremen/Stuttgart).

⁴ Zur Biographie zuletzt Joist Grolle: Art. „Beneke, Ferdinand“, in: *Hamburgische Biografie*, Bd. 1, Hamburg 2001, S. 41 f.

⁵ Aus der Ehe werden drei Töchter und drei Söhne hervorgehen, von denen der älteste Sohn Otto Adalbert (1812 – 1891) als Senatssekretär, Stadtarchivar und Schriftsteller eine gewisse Bekanntheit erreichen sollte.

⁶ In Hamburg hatten Rat bzw. Senat und Bürgerschaft die obrigkeitlichen Rechte gemeinsam inne. Als ständiger, gleichsam geschäftsführender Ausschuss der Bürgerschaft fungierte das Oberaltenkollegium, das zugleich ständiger Vertreter der Bürgerschaft gegenüber dem Senat war. Der Oberaltensekretär wiederum fungierte als Syndikus und Geschäftsführer dieses Kollegiums.

Bürgerliche Herrschaft und städtische Selbstverwaltung stellen sich hier als eine Kunst geschickter Kommunikation und engmaschiger Netzwerke dar. Da Beneke sich die Usancen des „policy making“ erarbeiten muss, auch weil er – sei es in gemeinnützigen Assoziationen, in privaten Initiativen oder als Amtsinhaber – meist aus zweiter Reihe heraus agiert, überliefern die Tagebücher und Briefe Einsichten in die Verfassungs- und Verwaltungswirklichkeit, in die Funktionsweise von Netzwerken, in die Hintergründe von Meinungsbildungsprozessen usw.⁷, die sich sonst oft nur hypothetisch fassen lassen. Der Wandel seiner politischen Einstellungen⁸ und seine religiöse Entwicklung hin zu einer vom Rationalismus abgewandten, innerlich-intensiven Frömmigkeit im Sinne der Erweckungsbewegung⁹ bringen ihn überdies in eine Position, aus der heraus er die Vielfalt öffentlicher Meinungen prononcierter als andere zu registrieren vermag.¹⁰ Darüber hinaus findet sich umfängliches Anschauungsmaterial zu den Auswirkungen ökonomischer und politischer Krisen, ihrer Wahrnehmung und Deutung in der städtischen Gesellschaft.

Bürgerliche Geselligkeit spielt eine große Rolle in den Tagebüchern, und zwar auf vielen Ebenen: in freien Assoziationen mit gemeinnütziger, in Clubs mit geselliger Zielsetzung, in Familien- und Freundeskreisen, die sich wiederum mit beruflichen und politischen Netzwerken überschneiden. Diese Geselligkeit ist das Substrat für eine schier unausgesetzte Kommunikation, deren Mechanismen und deren Orte

⁷ Siehe künftig auch Tilman Stieve: Reformprozesse in Hamburg (Diskurse und Ergebnisse), in: Mitteilungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte 43 (2004) [im Druck].

⁸ Um 1803 kehrt Beneke sich von seinem Idol Napoleon, und dann allmählich auch von seiner früheren Begeisterung für die Ideale der französischen Revolution ab. In seinen Augen ist es die Korruption Deutschlands durch eine Aufklärung ohne Bindung an das Metaphysische, die die tiefere Ursache für die militärische Niederlage von 1806 darstellt. Das Jahr 1813 wird ihm zur Chiffre für die Läuterung – von Partikularinteressen zur Einheit der deutschen Völker, vom Despotismus zur Freiheit, die er im Sinne der stadtrepublikanischen konstitutionellen Freiheit der Hansestädte – unbeschadet ihrer Reformbedürftigkeit – versteht.

⁹ Siehe dazu künftig auch Frank Hatje: Protestantische Frömmigkeit zwischen Aufklärung und Erweckung: Ferdinand Benekes „Glaubenssystem“, in: Zeitschrift für Hamburgische Geschichte [erscheint 2005]; Stephen Pielhoff: Religiosität und Gemeinsinn. Ideal und Praxis der Armenpflege bei Ferdinand Beneke, 1822 – 1832, in: Zeitschrift für Hamburgische Geschichte [erscheint 2005].

¹⁰ So blieb Beneke auch nach seiner Abkehr von den Idealen der Französischen Revolution Mitglied eines pro-revolutionären Freundeskreises und ist von daher eine wichtige Quelle für die Wirkungskreise Georg Kerners. Vgl. Andreas Fritz: Georg Kerner (1770 – 1812): Fürstenfeind und Menschenfreund. Eine politische Biographie, 4., erw. Aufl., Ludwigsburg 2003; künftig auch ders.: „Wehe den gekrönten Häuptern und ihren Dienern!“ Öffentliche Meinung und politische Haltungen zu Revolution und napoleonischer Ära in Hamburg und Bremen, in: Mitteilungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte 43 (2004) [im Druck].

zu einer genaueren Analyse herausfordern und zu einer differenzierenden Betrachtung über den Charakter „bürgerlicher Öffentlichkeit“ bzw. über die Grenzen zwischen „öffentlich“ und „privat“ anregen. Hier ist nicht zuletzt auch an das kulturelle Leben zwischen häuslicher Lektüre und dem Gespräch über Literatur, zwischen Theater, Konzert und Liebhaberaufführung usw. zu denken.

Doch auch die physische Beschaffenheit der Stadt und ihres Umlandes, die Wahrnehmung von Stadtraum und Landschaft läßt der passionierte Spaziergänger Beneke in sein Tagebuch einfließen. Während seine Bemerkungen zu Hamburg, seinen Vorstädten und den Gartenlandschaften des Landgebiets oft eher *en passant* notiert sind, zeigt sich in seinen Reisebeschreibungen ein dezidiert geographisches, kulturgeographisches und historisches Interesse, das außerhalb der Städte mit einem den Romantikern nahestehenden Naturempfinden gepaart ist.

Bürgerlichkeit

Nicht nur über seine Vorstellungen von den Geschlechterrollen und über sein eigenes Familienleben gibt Beneke ausführlich Auskunft. Vielmehr räsontiert er oft auch über die Verhaltensweisen seiner Mitmenschen, die er an seinen moralischen Maßstäben misst, und bietet Einblicke in die familiären Verhältnisse anderer. Umgangsformen und Praktiken gesellschaftlichen Lebens werden in den Tagebüchern ebenso thematisiert wie Freizeitbeschäftigungen, die Versuche einer systematischen Lebensführung wie die Bürden von Abendgesellschaften. Zum einen zeigt sich bei Beneke der gesamte Horizont bürgerlicher Normen und Wertvorstellungen, zum anderen aber auch die Differenz zwischen kulturellen Normen und lebensweltlicher Praxis.

Zur Edition

Die Dimensionen des Editionsprojektes machen verlässliche Vorhersagen zum zeitlichen Horizont schwierig. Sicher ist, dass die Edition in Buchform publiziert werden soll und sich auf etwa 20 Bände belaufen wird, wobei noch offen ist, ob Kommentar und Register in separaten Halbbänden erscheinen werden. Nach derzeitigem Stand ist mit den ersten Bänden im Jahr 2006 zu rechnen.

**PD Dr. Frank Hatje, Historisches Seminar der Universität Hamburg,
E-Mail: frank.hatje@t-online.de**

Umweltgeschichte europäischer Städte: „The Making of European Contemporary History: an Environmental History“ (Tagungsbericht)

Vom 24. bis 27. Juni 2004 trafen sich rund 50 zur städtischen Umweltgeschichte arbeitende Forscher aus Europa, den USA und Japan im malerischen ehemaligen Kartäuserkloster Certosa di Pontignano, dem Konferenzzentrum der Universität Siena (Italien). Die Konferenz steht mittlerweile bereits in einer – noch jungen - Tradition: Nachdem eine Sektion auf der Internationalen Stadtgeschichtskonferenz in Venedig 1998 die Fruchtbarkeit des Themas „Umweltgeschichte der Stadt“ unter Beweis gestellt hatte, fand nunmehr in Siena nach Clermont-Ferrand (2000) und Leicester (2002) bereits der dritte „International Round-Table on Urban Environmental History of the 19th and 20th Century“ statt (s. a. IMS, 2/2000 u. 2/2002). Das von Professor Simone Neri Sereni, Universität Siena, organisierte Treffen hielt am Grundkonzept der früheren Konferenzen fest, das eine Beschränkung der Teilnehmer auf 40-50, vorherige Zirkulation der Beiträge, Bildung möglichst homogener Sektionen und ausführliche Diskussionszeit vorsieht.

Die Beiträge der ersten Sektion präsentierten Erkenntnisse zu bisher kaum erforschten Dimensionen städtischer Umweltgeschichte. André Guillerme (Paris) skizzierte das tendenzielle „Verschwinden der Jahreszeiten“ im Paris des 19. Jahrhunderts. Das Vordringen von Stadtbeleuchtung und –entwässerung, neue Heizungstechniken und weitere Modernisierungen hätten einerseits die Umwelteinflüsse auf die Stadtbewohner gedämpft, seien jedoch auch zum Ausgangspunkt neuer Umweltprobleme geworden. Ebenfalls am Pariser Beispiel zeigte Sabine Barles (Paris) die Ambivalenz in der Bewertung der Tiere in der Stadt, die als wichtige Ressource für die Ernährung und im Transportwesen, zugleich aber auch als hygienisches Dauerproblem wahrgenommen wurden. Zwei weitere Beiträge von Olivier Balay (Grenoble) und Michael Toyka-Seid (Darmstadt) widmeten sich der akustischen Dimension der Stadtgeschichte. Balay konnte am Beispiel einer Straße in Lyon pointiert zeigen, wie allein die Gewerbeentwicklung und der Umbau der Gebäude im Verlauf des 19. Jahrhunderts einen tiefgreifenden Wandel in der städ-

tischen Klanglandschaft herbeiführten. Toyka-Seid rekonstruierte die Wahrnehmungsformen und den institutionellen Umgang mit Lärmproblemen und unterstrich die langfristig dramatisch zunehmende Bedeutung des individuell erzeugten „Konsumenten-Lärms“.

Die Sektion 2 versammelte Beiträge, die die reale wie kulturelle Konstruktion städtischer Grünflächen nachzeichneten. Peter Thorsheim (University of North Carolina) zeigte für London im 19. Jahrhundert unterschiedliche Wege zu städtischen Parks wie auch widerstreitende Motivationen, die sich in der Regulierung des Zugangs zu Parks sowie der Benutzungsweisen niederschlugen. Erszebet Magyar (Budapest) demonstrierte die sozial extrem heterogene Nutzung der vergleichsweise wenigen städtischen Grünflächen Budapests im 19. Jahrhundert. Stärker planungsgeschichtlich fokussiert widmete sich ein Beitrag von Marco Amati und Makoto Yokohari (Tsukuba, Japan) den Ankauf-Vorgängen von Land zur Sicherung des Londoner Green Belts in den 1920er und 1930er Jahren, mit markanter Kritik an der bisherigen Konzentration auf die Rolle der Planer in der Geschichtsschreibung zum „Green Belt“. Katri Lento (Helsinki) zeigte schließlich, wie Helsinki, im Verständnis als europäische Metropole nach der Befreiung vom zaristischen Russland, nach 1918 den Aufbau städtischer Parks und Freiflächen mit hoher Priorität verfolgte, ungeachtet des Umstands, dass offene Landschaft praktisch nur wenige Kilometer von der Hauptstadt nach wie vor zugänglich war.

Fragen der Nutzung und des Zugang zu Wasser in der Stadt bildeten den gemeinsamen Nenner der dritten Sektion: Hier zeigten Beiträge von Stefania Barca und Marco Armiero (beide Neapel) auf, wie einerseits die zahlreichen Mineralquellen um Neapel einem durchschlagenden Prozess der Kommerzialisierung und Vermarktung unterlagen, und andererseits am Meer gelegene Stadtviertel systematisch – durch Vertreibung der Fischer und Einrichtung touristischer Infrastrukturen – in ihrem Charakter wie in ihrer Bewohnerschaft umstrukturiert wurden. Dieter Schott (Darmstadt) stellte konzeptionelle Überlegungen zur Rolle von Flüssen als städtische Umwelt vor und zeigte am Beispiel der Stadt Newcastle Prozesse der Thematisierung nicht-industrieller Qualitäten des Flusses Tyne und der Wiederaufwertung des Flussraumes in den 1960er Jahren. Christoph Bernhardt (Erkner) brachte in einem Vergleich von Mannheim und Straßburg von 1870 bis 1970 die Nutzung und den Umbau von Flüssen zugunsten der Schifffahrt mit stadträumlichen Entwicklungen zusammen und zeigte die politisch-kulturelle Determiniertheit einzelner Projekte auf.

Die Zusammenhänge von Wassermanagement und Stadtentwicklung wurden auch in den Referaten der Sektion „water and urbanisation“ behandelt. Alvaro de Silva (Lissabon) konzentrierte sich auf die Debatten um eine Kommunalisierung der

städtischen Wasserversorgung in portugiesischen Städten, die in den 1920er Jahren etwa in Porto vollzogen wurde, nicht aber in Lissabon. Im italienischen Bologna hingegen wählte man zur gleichen Zeit im Zuge des Ausbaus der Wasserinfrastruktur eine Mischlösung, wie Pier Paolo Penzo (Bologna) hervorhob. Michèle Dagenais und Claire Poitras (Montreal) zeigten in ihrem weit ausholenden Beitrag zum kanadischen Montreal zwischen 1870 und 1980, dass sich Fragen des städtischen Wassermanagements wie z.B. das virulente Wasserverschmutzungsproblem nur auf der regionalen Ebene angemessen analysieren und lösen lassen. Chloe Deligne (Brüssel) unterstrich in ihrem komplementär angelegten Referat über Brüssel, dass dabei das Machtgefälle zwischen Kernstadt und Umlandgemeinden eine Schlüsselfrage für die unumgängliche Kooperation auf regionaler Ebene darstellt.

Besonders politikrelevante Gegenwartsbezüge weisen verschiedene Arbeiten holländischer Umwelthistoriker zur Geschichte der Bodenverschmutzung und der Altlastenproblematik auf. Lisbeth van Nieuwenhuysen (Ghent), deren Referat in Abwesenheit verlesen wurde, konnte zeigen, wie sich verschiedene Schadstoffe aus früheren Verfahren der Textilfärbung als Spiegel der Technikgeschichte lesen und retrospektiv kartieren lassen. Mit dem Übergang von Holz zu Kohle als primärem Energieträger im frühen 20. Jahrhundert und dem Bau der Abwasserkanalisation, die zahlreiche Erdbeben verursachte, behandelten Silvana Bartoletto und Roberta Variale (beide Neapel) zwei Schlüsseletappen in der Umweltgeschichte Neapels.

Zwei Sektionen konzentrierten sich auf das breite Spektrum der politisch-administrativen Bekämpfung von Umweltproblemen. Raffaella Salvemini rekonstruierte für das Königreich Neapel die besondere Bedeutung des Hygienegedankens als Ausgangspunkt „umweltpolitischen“ Verwaltungshandels im frühen 19. Jahrhundert und die prägende Rolle der hier zuständigen französischen Behörden und deren Konzepte. Für die kommunale Ebene zeigte Stéphane Frioux (Limoges), dass „Auge und Nase“ auch im Aufschwung der Hygienepolitik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die vorrangigen „Messinstrumente“ blieben. Anne-Cecile Lefort (Paris) konnte diese Feststellung in ihrem Referat sozusagen kulturalistisch zuspitzen mit dem Hinweis, dass die belgischen „Nasen“ oder zumindest die belgischen Gesetze im 19. Jahrhundert verschiedene industrielle Geruchsbelastungen sehr viel ausdifferenzierter klassifizierten als die entsprechenden französischen Dekrete. Chris Hamlin (Notre Dame), einer der Wegbereiter der Umweltschichtsforschung, vollzog den tiefgreifenden Wandel in der älteren Umweltpolitik nach, indem er zeigte, wie sich die Tätigkeitsschwerpunkte englischer Medizinal-Inspektoren ab etwa 1860 von den öffentlichen Räumen auf die Hygieneprobleme innerhalb der Wohnungen verlagerten.

Auch in Sektion 7 „Policing Pollution“ lag der gemeinsame Nenner auf den behördlichen wie gesellschaftlichen Reaktionen auf Umweltverschmutzung. Stephen Mosley (Birmingham) zeichnete die Entstehung einer verlässlichen und handhabbaren Technologie zur Überwachung der Luftverschmutzung in Großbritannien zwischen 1910 und 1960 nach, die entscheidend war für die wirksame Implementierung des „Clean Air Act“ von 1956 in der Folgezeit. Federico Paolini (Siena) referierte die Geschichte der italienischen Massenmotorisierung nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1974 als Überwältigung des politisch-administrativen Systems, das weder finanziell noch regulatorisch mit den Herausforderungen fertig werden konnte. In chronologisch aufeinander folgenden Beiträgen setzten sich Charles Closmann (Univ. North Florida) und Frank Zelko (DHI Washington) mit der Umweltverschmutzung Hamburgs und dem Entstehen von städtischem Umweltbewusstsein auseinander. Während Closmann am Beispiel der Wasserqualität der Elbe die Überlagerung umweltpolitischer Belange im Zuge des ökonomischen und baulichen Wiederaufbaus der 1950er Jahre konstatierte, zeigte Zelko auf, warum ‚Greenpeace‘ in den 1980er Jahren sehr erfolgreiche Kampagnen zur Reduzierung der Schadstoffbelastung in der Elbe führen konnte.

Die achte und letzte Sektion widmete sich schließlich dem Zusammenhang zwischen sozialreformerisch inspirierten Planungsvisionen und der Verbesserung städtischer Umwelt. Joan Martinez-Alier und Eduard Masjuan (Barcelona) zeichneten für die Barcelona-„Conurbation“ über das ganze 20. Jahrhundert hinweg zwei konkurrierende Visionen nach, einerseits expansionistisch, andererseits auf Beschränkung des Stadtwachstums zielend. Während die Lebensqualität im innerstädtischen, meist von Mittel- und Oberschichten bewohnten Stadtzentrum sich in den letzten Jahrzehnten signifikant verbesserte, gehen umgekehrt die Umweltstandards in der Peripherie kontinuierlich nach unten. Der Beitrag warf die zentrale Frage nach den „Grenzen“ der Stadt und damit nach dem Gegenstandsbereich städtischer Umweltgeschichte auf. Harold Platt (Chicago) entwickelte am Beispiel von Manchester und des dortigen Sozialreformers Charles Rowley den ideologischen Kontext für die Gartenstadt-Bewegung der Jahrhundertwende und das Planen sozial befriedeter und hygienisch vorbildlicher Vorstädte. Daran anknüpfend rekonstruierte Bill Luckin (Bolton) die Formierung einer empirischen Sozialforschung um das Slum-Problem im Manchester der Zwischenkriegszeit.

In seinen Thesen zur Abschlussdiskussion wies Martin Melosi (Houston) auf Aspekte städtischer Umweltgeschichte hin, die noch weiterer Forschung bedürfen. So etwa die Rolle der Jahreszeiten und zeitlicher Zyklen, der Bedeutung von Arbeitsplätzen als Umwelten, den Umgang mit der „Allmende“ („Commons“) wie etwa Mineralquellen, und Zugang zu Fluss-, See-, oder Meeresufern etc.. For-

schungsstrategisch schlug Melosi vor, noch stärker komparative Studien über Ländergrenzen hinweg anzustreben, längere Zeithorizonte zu verfolgen, die kulturelle Konstruktion von Umwelt intensiver zu thematisieren und insgesamt perspektivisch die Umweltgeschichte wieder in die „allgemeine“ Geschichte zu reintegrieren. In der Abschlussdiskussion wurde wiederholt der Vorschlag geäußert, auch nach Variationen innerhalb des Generalmodells der „europäischen Stadt“ zu fragen. Konkrete Vorschläge zielten etwa darauf, das Bild des „ecological footprint“ historisch nachzuzeichnen und die Stoffwechselströme zu analysieren. Zugleich seien jedoch die Wahrnehmungsdimension und anthropologische Ansätze stärker als bisher zu berücksichtigen.

Ein besonderes Merkmal der Tagung und eine Herausforderung für die Teilnehmer bildete auch dieses Mal die bewusste „bilinguale“ Konzeption der Veranstaltungsreihe mit Englisch und Französisch als Konferenzsprachen. Dies dürfte auch für die nächste Konferenz, die für 2006 in Paris geplant ist, fortgesetzt werden. Eine Veröffentlichung der Beiträge der hier referierten Tagung bei Siena ist in Vorbereitung.

**Dr. Christoph Bernhardt, Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, Erkner bei Berlin,
E-Mail: bernhardt@irs-net.de**

**Prof. Dr. Dieter Schott, Institut für Geschichte der Technischen Universität Darmstadt,
E-Mail: schott@pg.tu-darmstadt.de**

Rechtsextremismus – Eine Begleiterscheinung in schrumpfenden Städten? (Tagungsbericht)

Gibt es besondere Zusammenhänge zwischen schrumpfenden Städten, also von Bevölkerungsverlust und wirtschaftlichen Krisen betroffenen urbanen Räumen, und dem Auftreten von Rechtsextremismus und rechter Gewalt? Um diese Frage zu diskutieren, lud das Projekt Schrumpfende Städte, ein Initiativprojekt der Kulturstiftung des Bundes, im Juli 2004 in Berlin zu einem eintägigen Workshop, über den hier berichtet werden soll, und einer Podiumsdiskussion in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung. Entgegen der üblichen Fokussierung auf Ostdeutschland sollten auch Vergleiche mit Russland und den USA angestellt werden. Denn das Projekt beschäftigte sich in seiner ersten Phase, die im September 2004 mit einer Ausstellung in Berlin und der Publikation eines umfangreichen Buches zum Abschluss kam, mit einer kulturellen und urbanistischen Untersuchung schrumpfender Städte weltweit, vornehmlich anhand der Beispielregionen Detroit, Ivanovo (Russland), Manchester/Liverpool und Halle/Leipzig. Workshop und Podium waren die siebte Veranstaltung in der Reihe Diskurs Schrumpfende Städte, bei der bereits Themen wie Vandalismus, Eigentum, Subventionspolitik, Stadtmarketing und Subkulturen verhandelt wurden.

Bei diesem Workshop (konzipiert von Andrea Andersen, Elke Beyer und Philipp Oswalt) stand zur Debatte, ob urbane Krisen zur Ausbildung rechtsextremer Gewalt beitragen und welche räumlichen Bezüge Rechtsextremismus hat. Dem Medienklischee von fremdenfeindlichen Gewaltausbrüchen jugendlicher Verlierer in Plattenbausiedlungen sollte mit einem differenzierten Blick entgegengetreten werden. Zum Einstieg berichteten die TeilnehmerInnen aus Kommunalpolitik, Sozialwissenschaft, Sozialarbeit, Journalismus und politischer Arbeit gegen Rechtsextremismus und Rassismus, wie sie in ihren Arbeitsfeldern mit Rechtsextremismus konfrontiert sind. Sie identifizierten vor allem Kleinstädte im ländlichen Raum und in Isolation geratene – „aufgegebene“ – Stadtteile größerer Städte als offensichtliche Kristallisationspunkte rechtsextremer Gruppen. Der Bürgermeister der Stadt Wolgast, Jürgen Kanehl, betonte die Differenziertheit und Anpassungsfähigkeit rechter

Gruppen und Strukturen, die sich vom Schlägerimage oft schon bewusst verabschiedet haben. Enoka Ayemba, Aktivist der Flüchtlingsinitiative Brandenburg, beschrieb, wie rechte Gruppen die Jugendkultur in vielen Städten dominierten und gezielt Angsträume an Durchgangswegen und nicht zu vermeidenden öffentlichen Orten wie Einkaufszentren schufen. Zeit-Redakteur Toralf Staud verwies auf die ideologischen Grundmuster der Rechten, die angesichts der Krisenvorstellung des Schrumpfens besondere Wirksamkeit entfalten könnten.

In der ersten Diskussionsrunde forderte Philipp Oswalt, Kurator des Projektes Schrumpfende Städte, zur Auseinandersetzung mit gängigen Thesen über Rechtsextremismus in ostdeutschen Städten auf. Sind ökonomische Krisen – Deindustrialisierung, Arbeitslosigkeit, soziale Abstiegs Erfahrungen oder -ängste – als Ursache oder Nährboden für Rechtsextremismus zu sehen? Bestehen Zusammenhänge zwischen einer „Krise der Zivilgesellschaft“, einem Rückzug aus dem öffentlichen Leben und dem Auftreten rechtsextremistischer Strömungen? Gibt es postsozialistische Besonderheiten? Die Soziologin Tatiana Golova (St.Petersburg/Bielefeld) argumentierte, dass ökonomische Ressourcen als Grundlage für Raumanneignung zu betrachten seien, und sah als Konsequenz wirtschaftlicher Schrumpfung eine Einschränkung des Nutzungsraums und des eigenen sozialen Raums – bis hin zum Verlust der Erfahrungswelt der urbanen Moderne. Sie bewertete die relative Wahrnehmung von Deprivation als begünstigenden Faktor und stellte heraus, das rechte Deutungsmuster hier eine positive Identifikation anstelle einer Opferrolle anbieten. Jan Raabe (Argumente und Kultur gegen Rechts e.V., Bielefeld) und Sascha Quäck (Sozial Pädagogisches Institut, Berlin), beide Sozialarbeiter, betonten, dass bei rechtsextremen Aktivisten keinesfalls automatisch von einem „sozial schwächeren“ Hintergrund auszugehen sei. Diese Vermutung, so Heidi Stecker und Anke Hagemann, Autorinnen einer Dokumentation über ein rechtes Jugendzentrum in Leipzig, müsse als Zuschreibung von außen und als Entschuldigungs- und Abgrenzungsstrategie in öffentlichen Diskursen betrachtet werden. Rainer Erb, Soziologe aus Berlin, wertete das Auftreten rechtsextremer Gruppen vor allem als Folge erfolgreicher „leadership“ und stieß mit dem Versuch, räumliche Hegemonialbestrebungen als Jungmännergehebe und Reaktion auf ein „Irritationspotenzial durch Fremde“ zu naturalisieren, auf starke Kritik. Kerstin Sischka vom Zentrum Demokratische Kultur in Berlin warnte davor, das rechte Einstellungspotenzial der mittleren Altersgruppen zu unterschätzen. In der Debatte wurden die ideologischen Grundeinstellungen der Einwohner und die Kräfteverhältnisse politischer und sozialer Aktivität in den Städten als wichtigste Faktoren für den Erfolg rechtsextremer Gruppen herausgestellt. Jürgen Kanehl schilderte unter allgemeiner Zustimmung, wie die Abwanderung vor allem junger, aktiver und „eher flexibler“ Menschen zu einer

gesellschaftlichen und politischen Konstellation führe, die rechtsextremen Strömungen zuträglich sei, und andererseits die Präsenz von Rechten eine Stadt immer unattraktiver für den Zuzug von Einwohnern oder für Investitionen werden lasse. Am Nachmittag des Workshops referierten Tatiana Golova über die extreme Rechte in Russland im städtischen Kontext, Politologe Thomas Grumke (Düsseldorf) über rechtsextreme Splittergruppen in den USA und schließlich Anke Hagemann und Heidi Stecker über ihre Fallstudie zum Leipziger Stadtteil Grünau im Rahmen des Projekts Schrumpfende Städte. Schon der Vergleich von drei Ländern zeigte, dass sehr unterschiedliche sozialräumliche und gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen zu sehr unterschiedlicher Verortung und sozialräumlicher Organisation der rechtsextremen Gruppierungen führen.

Tatiana Golova hob hervor, dass sich in der Russischen Föderation eine urbane Kultur rechter Gewalt erst zehn Jahre später als in Deutschland herausgebildet habe. Sie führte als Ursache an, dass in der politischen Transformation Russlands nicht wie in Deutschland gleich zu Anfang eine national eingestellte Elite dominiert habe. Die russische extreme Rechte habe sich über die letzten Jahre in einen gemäßigten, gut in die Machtstrukturen integrierten Teil und einen marginalisierten, radikaleren Teil gespalten, bei dem Gewaltakte und protopolitische Aktionsformen wie Rechtsrock zunehmend an Bedeutung gewannen. Für die lokale Bedeutung der Rechten sei weniger der Grad der wirtschaftlichen Krise ausschlaggebend als die Zugangsmöglichkeit zu Ressourcen und die Unterstützung lokaler Eliten – Moskau sei ebenso Zentrum der Wirtschaft des Landes wie der extremen rechten Gruppierungen. Die Stadt Ivanovo in einer der ärmsten Regionen Zentralrusslands sei allerdings bereits seit 1998 als eine Hochburg rechter Gewalt aufgefallen.

Thomas Grumke beschrieb Rechtsextremismus und rechte Gewalt in den USA vor allem als Phänomen des ländlichen Raums. Verschiedene Neo-Nazi-Gruppen seien regelrecht aus den Städten geflohen, die sie als „multikulturelle Hölle“ bezeichneten. Eine Ausnahme bildeten die Skinhead-Szenen, die sich zum Teil in den Städten formierten. Er löste in seinem Vortrag die organisierte extreme Rechte ganz aus dem Zusammenhang mit rassistischen Einstellungs- und Gewaltpotenzialen in den USA allgemein heraus, was es schwierig machte, einen Bezug zur Gesamtdenbatte herzustellen.

Anke Hagemann und Heidi Stecker schilderten zum Abschluss des Workshops anhand eines konkreten Fallbeispiels, dem Jugendzentrum Kirschberghaus im Leipziger Stadtteil Grünau, raumbezogene und politische Strategien rechter Gruppen und die Konflikte zwischen verschiedenen gesellschaftlichen, politischen und medialen Akteuren im Umgang mit diesem Problem. Sie argumentierten, dass Rechtsextremismus hier gleichzeitig ein Grund und eine Folge der Schrumpfung, d.h. des

Wegzugs anders orientierter Gruppen, gewesen sei, und stellten die schwierige, letztlich aber erfolgreiche „Rückeroberung“ eines städtischen Territoriums dar. In ihrer Studie traten die politische Aktivität kritischer Akteure vor Ort und das Verhalten der Entscheidungsträger – neben der medialen Öffentlichkeit – als zentrale Faktoren hervor.

Zum Abschluss des Workshops einigten sich die Teilnehmenden auf folgendes Fazit der Moderatorin: Rechtsextremismus resultiert weder sozial noch räumlich betrachtet aus immer gleichen Situationen, aber rechtsextreme Gruppen formulieren auch im internationalen Vergleich einen ähnlichen Bezug auf Stadt, ihren Zustand und das städtische Umfeld. Deutlich sind kulturelle und räumliche Hegemonialbestrebungen und Abschottungstendenzen, die in einem überschaubaren und „beherrschbaren“ Raum mit allen Mitteln bis hin zur Gewalt durchgesetzt werden sollen. Als begünstigende Voraussetzungen für das Auftreten rechtsextremer Gruppen in schrumpfenden Städten erscheinen zwei Faktoren entscheidend: einerseits eine hohe Dichte von rechten Aktivisten und das Fehlen von Gegenwehr, ob von Antifa, Kommune und Staat, Bürgerinitiativen oder Migrantinnen und ihren Organisationen, und andererseits die Wahrnehmung oder Befürchtung sozialer Deprivation, die mit in weiten Teilen der Gesellschaft akzeptierten rechten Deutungsmustern einhergehen. Die Abwanderung spezifischer, politisch und gesellschaftlich aktiver Schichten begünstigt die Entwicklung des Rechtsextremismus, während das öffentliche Auftreten rechtsextremer Gruppen und Gewalttaten wesentlich zur Abwanderung beitragen und Zuwanderung und Investitionen teilweise direkt abschrecken. Angst lähmt ein Gegenengagement verbliebener nichtrechtlicher Minderheiten. So kann eine urbane Krise in Spiralwirkung mit rechtsextremer Aktivität zur fortgesetzten Isolation und Schrumpfung einer Stadt oder eines Stadtteils führen. Hier sind die politischen Entscheidungsträger auf kommunaler Ebene gefordert, rechten Hegemonieansprüchen mit zur Verfügung stehenden rechtlichen Mitteln gegenüberzutreten – ebenso wie Zivilcourage bei der kontinuierlichen Abwehr rechter Deutungsmuster und politischer Forderungen auf allen Ebenen der Gesellschaft.

**Elke Beyer, M.A., Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt Shrinking Cities,
E-Mail: be@shrinkingcities.com**

Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert (Tagungsbericht)¹

Wie bereits auf dem Historikertag 2002 präsentierte sich die *Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung* (GSU)² in Kiel mit einer eigenen Sektion der Historikerschaft. Der Sektionsleiter Clemens Zimmermann (Universität Saarbrücken) hatte - ausgerichtet auf das Gesamthema des Historikertags "Kommunikation und Raum" - eine Sektion konzipiert, die Fragen des raumstrukturellen Wandels von Großstädten im 20. Jahrhundert auch im Hinblick auf die Wirkung von Medien thematisierte.

In seiner Einleitung *Räumlichkeit und Medialisierung der großen Städte im 20. Jahrhundert* unterstrich Zimmermann zunächst, dass die Urbanisierungsdynamik sich im 20. Jahrhundert im Charakter tiefgreifend veränderte. Auf drei Untersuchungsebenen wurde dieser Wandel dann konkretisiert: Im Hinblick auf demographisches Wachstum brach der steile und lineare Wachstumstrend der Periode vor 1914 mit dem Weltkrieg abrupt ab, Großstädte stagnierten zunächst, erst Ende der 1920er und wieder Mitte der 1930er Jahre setzte eine erneutes, nun aber wesentlich auf Dienstleistungen basierendes Wachstum ein, gefolgt von einem radikalen Einbruch im Zuge des Bombenkriegs ab 1942.

In der Wiederaufbauperiode manifestierte sich zunächst eine Stärkung der innerstädtischen Wirtschaft gepaart mit Bevölkerungswachstum. Seit den 1970er Jahren dominierte jedoch die Suburbanisierung, die Randwanderung von Wohnungen und Arbeitsplätzen, die zur Herausbildung großer städtisch überformter Agglomerationsräume führte.

Die zweite Untersuchungsebene bezog sich auf die strategische Position von Großstädten untereinander. Zimmermann unterstrich, wie hier die Industrie als "Städtebildner" ausfiel, während der tertiäre Sektor an Bedeutung gewann und langfristig auch die Städtekonkurrenz erheblich zunahm. Als dritte Untersuchungsebene, insbesondere in den letzten Jahrzehnten relevant, verwies Zimmermann auf die *Medialisierung*, die Wirkung der elektronischen Publikations- und Kommunikations-

¹ Eine ausführlichere Fassung dieses Beitrages findet sich bei H-Soz-u-Kult: hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=495. Der Verfasser dankt Christoph Bernhardt für Hinweise zur Kürzung.

² Homepage der GSU www.stadtgeschichte.tu-berlin.de/GSU/GSU.htm.

medien. Stadtraum wurde freigesetzt von ökonomisch-industriewirtschaftlicher Nutzung zu Gunsten von kulturellen und kommerziellen Inszenierungen.

Von der Nachbardisziplin der Stadtplanungsgeschichte - die im Rahmen der GSU bereits ihren festen Platz gewonnen hat³ - kam der erste Referent, Tilman Harlander (Universität Stuttgart). Sein bildgestützter Überblick "Zentralität und Dezentralisierung. Großstadtentwicklung und städtebauliche Leitbilder im 20. Jahrhundert" identifizierte in der systemspezifischen Suche nach der *neuen Stadt* das übergreifende Leitmotiv im Wandel der Leitbilder. Harlanders Sequenz städtebaulicher Leitbilder spannte für die ersten Jahrzehnte zunächst den Bogen von der Gartenstadt um 1900 bis hin zu Ernst Mays Trabantenstadtmodellen. In den 1930er Jahren konkurrierten großstadtfeindliche Leitbilder nationalsozialistischer Stadttheoretiker wie Gottfried Feder mit den Zwängen rüstungswirtschaftlicher Konzentration. Erst im Bombenkrieg erfolgte unter den Bedingungen großräumiger Zerstörungen eine zwangsweise Dezentralisierung weg von den zerbombten Großstädten. Die Erfahrung des Bombenkriegs, wo Straßenschluchten zu Todesfallen wurden, vereinte die große Mehrheit der Stadtplaner in radikaler Ablehnung der Bausubstanz der Gründerzeit. Das Leitbild der *gegliederten und aufgelockerten Stadt*, die auch Raum für das Auto bieten sollte, bildete de facto die Plattform für den westdeutschen Wiederaufbau.⁴ Während sich der westdeutsche Wiederaufbau relativ reibungslos in westeuropäische Muster eingliederte, wurden in der DDR mit den 16 Grundsätzen des Städtebaus und mit aus Traditionen sowjetischer Planstädte entwickelten industriellen Neustädten wie Eisenhüttenstadt zunächst deutlich andere Muster des städtischen Wiederaufbaus und -ausbaus entwickelt. Für die jüngste Vergangenheit unterstrich Harlander, dass Prognosen, die einen radikalen Bedeutungsverlust der Innenstädte durch die vermeintlich Standortfaktoren revolutionierenden neuen Informations- und Kommunikationstechnologien voraussagten, sich nicht realisiert hätten. Die Kernstadt würde, so sein Fazit, nicht bruchlos von der "Zwischenstadt" abgelöst.⁵ Vielmehr sei ein Wandel in der Verteilung von Funktionen zwischen Kern und Rand zu konstatieren und neuere Ansätze zur Revitalisierung von Innenstädten sowie zur Stabilisierung einer sozial gemischten Bevölkerung stimmten hoffnungsvoll.

³ Vgl. Bodenschatz, Harald, Städtebaugesichtsforschung als disziplinenübergreifende Kommunikation, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte, H. 1 (2002), S. 81-83. Zum Arbeitskreis Planungsge-
schichte in der GSU vgl. www.stadtgeschichte.tu-berlin.de/GSU/GSU_AK_PG.htm.

⁴ Göderitz, Johannes; Rainer, Roland; Hoffmann, Hubert, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, Tü-
bingen 1957

⁵ Sieverts, Thomas, Zwischenstadt. Zwischen Ort und Zeit, Raum und Welt, Stadt und Land, Braun-
schweig 1997

Die säkulare Tendenz zur Randwanderung von Wohnbevölkerung behandelte dann der Vortrag von Gerd Kuhn (Universität Stuttgart) "Suburbanisierung in historischer Perspektive". War Suburbanisierung zunächst um 1900 primär eine Fluchtbewegung des Bürgertums aus den umweltbelasteten und proletarisierten Großstädten auf der Suche nach *Licht und Luft*, so lässt sich nach dem Ersten Weltkrieg eine "Demokratisierung von Suburbia" konstatieren, vorangetrieben durch den Sozialwohnungsbau der Weimarer Republik. Dessen Leitbild erklärte das abgeschlossene Wohnen der Kleinfamilie zum Ideal und integrierte entsprechend alle zuvor halböffentlich-funktionellen Funktionen (Toilette auf der Etage etc.) in den Privatraum der Wohnung. Nach diesem qualitativ hochwertigen suburbanen Wohnungsbau für die breite Bevölkerung war das "wilde Siedeln am Stadtrand" Ausdruck der Not der Weltwirtschaftskrise und zivilisatorisch zunächst ein Rückschritt. Das "Leben in Lagern", Massenphänomen des Kriegsendes und der unmittelbaren Nachkriegszeit, akzentuierte die Sehnsucht nach Rückzug in die suburbane Privatheit. Kuhn betonte, das Vorstadtleben in der Bundesrepublik sei sozialhistorisch vergleichsweise wenig untersucht, gab dann allerdings der zeitgenössischen intellektuellen Kritik am *Stumpfsinn* der Vorstadt, wie sie von bildungsbürgerlichen Kritikern wie Schwagenscheidt und Mitscherlich artikuliert wurde, breiten Raum.

Muster des Stadtwachstums zweier europäischer Metropolen behandelte der Beitrag von Christoph Bernhardt (IRS Erkner/Berlin) "Stadtwachstum zwischen Dispersion und Integration: Die Beispiele Groß-Berlin und Paris 1900-1930". Bernhardt betonte, wie sich im Falle Berlin über regionale Verkehrssysteme sowie staatliche Regulierung der Stadterweiterung über die bis 1920 existierenden Stadtgrenzen hinaus ein vergleichsweise kompaktes Siedlungsmuster von mehrgeschossigen Mietshäusern herausgebildet hat, basierend auf einer relativ guten infrastrukturellen Erschließung. Das "sanitäre Ordnungsmodell der modernen Stadt" habe sich in Berlin bereits vor 1914 flächendeckend durchgesetzt, bestimmte den Erwartungshorizont der Bevölkerung hinsichtlich sanitärer Wohnungsausstattung und wirkte sozial ausgleichend. Demgegenüber lasse sich für Paris eine krasse Differenz zwischen hochverdichteter, infrastrukturell gut erschlossener Kernstadt und der *Banlieue* festmachen, die ohne behördlich sanktionierte Baulinienplanung weitgehend in privater Initiative mit einfachen Einfamilienhäusern der Arbeiterschaft und des unteren Mittelstands im Zuge einer "informellen Suburbanisierung" besiedelt wurde. Die defizitäre Infrastruktur und die schlechten sanitären Verhältnisse waren denn auch ein politisches Dauerthema in der *Banlieue*, dessen sich insbesondere die Kommunistische Partei annahm.

Die Debatte drehte sich einerseits um besondere Merkmale der "europäischen Stadt", die Harlander mit Dichte, funktionale und soziale Mischung, Stadt der kurz-

en Wege sowie Qualität und freie Zugänglichkeit der öffentlichen Räume charakterisierte. Ein anderer Diskussionspunkt zielte auf nationalkulturelle Präferenzen für das Wohnen im Grünen und deren Genese. Angesprochen wurden dabei auch aktuelle Beispiele von Suburbanisierung etwa in China, wo mit Hochhaussiedlungen und Massenwohnungsbau europäische und amerikanische Vorbilder ohne Rücksicht auf chinesische Kulturformen kopiert wurden. Bernhardt verwies mentalitätsgeschichtlich als Wasserscheide auf den Ersten Weltkrieg, der in breiten Schichten auch der Arbeiterschaft das Wohnen im Grünen popularisiert habe.

Der zweite Teil der Sektion fokussierte auf die Medialisierung des 20. Jahrhunderts und deren Einfluss auf das Raumgefüge der Großstädte. In seinem konzeptionell originellen Beitrag "Sichtbar - Hörbar! Radioapparat und Stadt: Knoten im vernetzten Kommunikationsraum" untersuchte der belgische Technikhistoriker Andreas Fickers (Universität Utrecht), wie mit der Entwicklung des Radioapparats zum Massenmedium die verschiedenen Sender mit ihren Städtenamen auf den Frequenzskalen präsent gemacht wurden. Er arbeitete heraus, wie sich mit der Nennung der Städtenamen der Sender gewissermaßen ein virtueller Hörraum konstituierte. Kurioserweise setzte mit Hilfe der geeichten Skalen mit Städtenamen, eine "Rückkehr des Schaudenkens" ein, eine Visualisierung der Hörerfahrung. Die Senderskala lieferte gleichsam den "Fahrplan für die Ätherreise", die Darstellung der Sender auf der Skala reflektierte nicht die tatsächlichen Unterschiede in der Frequenz und produzierte so einen virtuellen Städteraum, ähnlich wie gleichzeitige Repräsentationen von Verkehrsnetzen, etwa der berühmte Londoner U-Bahn-Plan, die von den realen Entfernungen zwischen den Stationen abstrahierten.

Der letzte Vortrag von Karl Christian Führer (Forschungsstelle für Zeitgeschichte, Hamburg) "Stadtraum und Massenmedien" setzte sich am Beispiel der "Medienstadt Hamburg" mit Präsenz und Wirkung von Massenmedien im Stadtraum auseinander. Tageszeitungen als wichtigste urbane Massenmedien der Zwischenkriegszeit hinterließen ihren städtischen Fußabdruck insbesondere im Zeitungsviertel, wo die Verlagshäuser der wichtigsten Hamburger Tageszeitungen auf engem Raum um den Gänsemarkt konzentriert waren. Führer zeigte, wie sich Zeitungsverlage mit ihren Druck- und Verlagshäusern architektonisch in Szene setzten, und wie der materielle Produktionsprozess, der auf dem Niveau herkömmlicher Drucktechnik auf den Standort Innenstadt unverzichtbar angewiesen war, zur Schau gestellt wurde. Zeitungen, ihr Produktions- und Distributionsprozess und das Zeitungsviertel wurden zur Essenz urbanen Lebens, verkörperten Tempo, Aktualität, aber auch Schnelllebigkeit. Eine Untersuchung der Hamburger Kino-Landschaft als hierarchisches, Standorte prägendes Raummuster bildete den zweiten Teil von Führers Vortrag. Nach einer Charakterisierung von Standorttypen der 89 Kinos in

Hamburg in den 1930er Jahren, die in großbürgerlichen Vierteln fehlten, häufiger in Arbeitervierteln und bei U-Bahn-Haltestellen angelagert waren, zeigte Führer, wie die Distributionsmuster der Filmverleiher die Diffusion eines neuen Films vom luxuriösen Premieren-Kino in der Innenstadt bis hin zum letzten Vorstadt-Kino die Stadt als räumlich-kulturell hierarchischen Raum produzierten.

In der Debatte ging es zum einen um Fortschrittlichkeit und Provinzialität im Hinblick auf die Nutzung der *neuen* Medien, ein Gefälle, das sich z.B. in den USA deutlich anders manifestierte als in Deutschland. Zum andern wurde die Frage aufgeworfen, ob Medialisierung Urbanisierung verstärkt oder schwächt. Die Referenten sahen eine Tendenz zur Nivellierung und Einebnung von Stadt-Land-Unterschied aufgrund der Wirkung von Medien ab ca. 1960. Insgesamt fasste die Sektion einerseits Veränderungstendenzen im Raumgefüge von Großstädten durch Stadtplanung, Suburbanisierung und Wiederaufbau prägnant zusammen, während andererseits die Wechselwirkungen zwischen Medialisierung und veränderten Siedlungsmustern nur beiläufig thematisiert wurden. Dies lag zum einen daran, dass verschiedene Beiträge sich auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, teilweise nur das erste Drittel konzentrierten und daher die Wirkung der neuen Medien in der Nachkriegszeit, insbesondere des Fernsehens, auf das Raumgefüge, nicht systematisch erfasst werden konnte. Zum anderen wäre neben der "Angebotsseite" städtebaulicher Leitbilder, technischer Produkte oder von Kinofilmen auch die Rezeptionsseite, der *Konsum* zu untersuchen⁶: Es gilt zukünftig vor allem, die Grobperiodisierung bundesrepublikanischer (und westeuropäischer) Stadtentwicklung, wie sie die Stadtplanungsgeschichte erarbeitet hat, sozial- und kulturhistorisch zu unterfüttern und kritisch zu reflektieren. Zu hoffen ist, dass die in den letzten Jahren vorgelegten und noch in Arbeit befindlichen kulturhistorischen Forschungen hier für die Kategorie *Raum* anschlussfähig sind.

Prof. Dr. Dieter Schott, Institut für Geschichte der Technischen Universität Darmstadt,
E-Mail: schott@pg.tu-darmstadt.de

⁶ Konzeptionelle Überlegungen dazu bei Zimmermann, Clemens: Stadt und Medien. Leitartikel, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte, H. 1 (2002), S. 5-13.

Städte im europäischen Raum (Tagungsbericht)¹

Bekanntlich werden Räume auf Landkarten gerne als farbig abgegrenzte Flächen dargestellt. Dass dies der Erfahrung nur begrenzt entspricht, ist gleichfalls einleuchtend – faktisch spielt sich unser Leben in Netzwerken ab, deren Knotenpunkte urbane Zentren sind, zwischen denen Reisen, Kommunikation, Erfahrungsaustausch und Vergleich sehr viel häufiger und leichter stattfindet als zwischen oft räumlich näher gelegenen ländlichen Regionen.

Die Frage nach den Dimensionen dieser Vernetzung urbaner Zentren war Thema der von Ralf Roth und Dieter Hein organisierten Sektion „Städte im europäischen Raum (19./20. Jahrhundert)“ auf dem 45. Historikertag in Kiel. Sie wurde für reale Kommunikation – in Ralf Roths Beitrag über die Eisenbahn sowie in Dirk Schuberts (leider nur zusammengefasstem) Beitrag über Verkehr in London und Hamburg – ebenso gestellt wie für intellektuelle Netzwerke – in Dieter Schotts Beitrag über Stadtreformer, in Rainer Liedtkes (resümiertem) Beitrag über "Bankiers als Träger europäischer Kommunikation" und in Dieter Heins (resümiertem) abschließendem Überblick zu "Knotenpunkten im Netz europäischer Kommunikation". Obgleich das Programm somit durch einige Absagen, die aus persönlichen Gründen und in letzter Minute erfolgten, stark gekürzt wurde, wurde das methodische Potential der Verbindung des Nachdenkens über Verkehrsmöglichkeiten und personelle Netzwerke doch sowohl in der Einleitung, den Zusammenfassungen der entfallenen Vorträge und den ausführlichen gehaltenen Referaten von Schott und Roth hinreichend deutlich, um weiteres Nachdenken in dieser Richtung als überaus lohnend erscheinen zu lassen.

Dieter Schott ging in "Die Stadt als Thema und Medium europäischer Kommunikation" vom Hausmann'schen Paris als Modellstadt des 19. Jahrhunderts aus. Paris setzte international gültige Standards von Urbanität und erhob eine Stadtplanung, die auf dem Durchbruch von Straßen und der Neuordnung von Verkehrswegen beruhte, zur Norm urbaner Modernisierung. Diese Modernisierung wurde seit den 1830er Jahren in allen europäischen Industrieländern gefordert, um enge,

¹ Eine ausführlichere Fassung dieses Beitrages findet sich in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=457>

übevölkerte und cholera- und seuchenanfällige Stadtviertel durch Verdrängung zu sanieren. Im späten 19. Jahrhundert kam bei dieser ingenieurtechnischen Stadtentwicklung deutschen Fachleuten eine Führungsrolle zu, deren Expertise vor allem im Bereich der Planung neuer Vorstädte, der Straßenzüge und der Stadttechnik (Kanalisation, Gas- und Wasserversorgung) lag. Seit den 1880er Jahren verschoben Fortschritte der bakteriellen Medizin die Aufmerksamkeit aber von der Planung ganzer Viertel zur Planung einzelner Wohnungen; zudem trat die Ästhetik einzelner Gebäude oder Straßenzüge stärker in den Vordergrund der Planung. Im Kern von Schotts Betrachtung stand das internationale Netzwerk von Stadtplanungsexperten, welches sich besonders nach 1900 auf Kongressen traf, in Verbänden organisierte und durch Informationsreisen auf dem neuesten internationalen Stand hielt.

Dass es dieses Netzwerk gab, war in gewisser Weise paradox. Die politische Rolle der Experten beruhte auf der Wichtigkeit des Ziels langfristiger „Bevölkerungsbesserung“ zu militärischen Zwecken in einem Klima internationaler Konkurrenz. Die Experten selbst waren aber von einem grenzüberschreitenden technokratischen Fortschrittsglauben beseelt und reagierten mit Erstaunen und Bestürzung auf den abrupten Abbruch der internationalen Beziehungen 1914.

Ralf Roth konzentrierte sich auf eine andere Art von Netzwerk, das aus dem verkehrstechnischen Fortschritt folgte: Eisenbahnen und die aus ihrer Zentren verbindenden Streckenführung und Fahrplangestaltung folgenden Erfahrung einer selektiven Verkürzung des Raums. Die Struktur der Netzwerke wurde dabei bereits durch die Postkutschennetzwerke des 18. Jahrhunderts vorgegeben, so z.B. durch fixe Fahrpläne auf festgelegten Routen oder Berechnung der Reisekosten nach der zurückgelegten Entfernung. Die Folgen schilderte Roth am Beispiel der Vernetzung von Metropolen sowie von Metropolen mit touristischen Regionen und Villenvierteln. In der Diskussion wurde darauf verwiesen, dass diese Erfahrung sozial differenziert war, weil Mobilisierung ein preisbestimmtes Klassenphänomen war; Roth verwies dagegen aber auf die "4. Klasse" deutscher Eisenbahnen, die bis zur Hälfte der Reisenden in Waggons ohne Möblierung zu erschwinglichen Preisen beförderte.

Am Ende stand – wie bei jedem guten Workshop – eine Mischung aus Forschungsergebnissen und -desideraten. Wie lassen sich die von Schott und Roth umfassend beschriebenen Phänomene in die in den letzten Jahren erneut in Fluss geratene Debatte über den Grad der Nationalisierung europäischer Gesellschaften vor 1914 einordnen? Metropolen, welche extern mit anderen Metropolen und intern durch Stadt- und U-Bahnen vernetzt wurden und eine internationale Erscheinung darstellten, stehen der Realität unserer globalisierten Welt nahe. Das stützt die These von einer ersten Globalisierung vor 1914. Dagegen spricht die immer schärfer formulierte Konkurrenz zwischen Staats- und Gesellschaftssystemen, welche mit

der Praxis internationaler Kooperation konkurrierte und sich wesentlich vom gegenwärtigen Diskurs internationaler Sachzwänge unterschied. Dies am konkreten Fall aufgeworfen und problematisiert zu haben, ist gewiss nicht der geringste Erfolg der Sektion gewesen.

**Prof. Dr. Andreas Fahrmeir, Historisches Seminar der Universität zu Köln,
E-Mail: andreas.fahrmeir@uni-koeln.de**

M I T T E I L U N G E N

Termine

2004

14. Dez. *Stadtbilder – Inventarisierung und Nutzung
architekturbezogener Fotoarchive in Berlin*
Tagung in der Berlinischen Galerie -
Landesmuseum für Moderne Kunst, Fotografie
und Architektur
Alte Jakobstr. 124 – 128, 10969 Berlin
17. - 19. Dez. *Stadt als Lebensraum. Europäische Perspektiven*
Tagung in der Evangelische Akademie Loccum
Informationen: www.loccum.de

2005

25. - 26. Feb. *Selling Berlin: Außendarstellung und Stadt-
marketing von der preußischen Residenz
zur Bundeshauptstadt*
Interdisziplinäre Tagung an der Humboldt-
Universität zu Berlin
Bei Interesse an der Teilnahme oder Fragen
zum Programm wenden Sie sich bitte an
Dr. Marc Schalenberg,
schalenbergM@geschichte.hu-berlin.de
7. - 8. April *Landscape, Environment and Human Agency
in the City since 1700*
Urban History Group Annual Conference,
University of Leicester
Informationen: [www.le.ac.uk/urbanhist/
landscapes.html](http://www.le.ac.uk/urbanhist/landscapes.html)

20. - 22. Mai *Urban Life and Culture in Southeast Europe*
 3. Konferenz der International Association
 for Southeast European Anthropology in Belgrad
 Informationen: [www-gewi-kfunigraz.ac.at/inasea/
 conference3.htm](http://www-gewi-kfunigraz.ac.at/inasea/conference3.htm)
15. - 16. Sept. *Wachsende und schrumpfende Städte*
 Tagung des Arbeitskreises Planungsgeschichte
 der Gesellschaft für Stadtgeschichte und
 Urbanisierungsforschung in Hamburg
 Informationen: [www.gsu.unisaarland.de/pdf/aktuell/
 schrumpfende_staedte.pdf](http://www.gsu.unisaarland.de/pdf/aktuell/schrumpfende_staedte.pdf)
21. - 23. Sept. *Local Elites and the Modernisation of Local
 Government, 1850 – 1940*
 Konferenz an der Universität Groningen
 Informationen: [www.rug.nl/grssh/research/research
 groups/pmn/dpk/conferencenews!print](http://www.rug.nl/grssh/research/research

 groups/pmn/dpk/conferencenews!print)
29. - 30. Sept. *Mobility, Poverty, Insecurity and Hospitality.
 The Past and Future of Transitory Housing in Europe*
 Internationale Konferenz in Paris
 Informationen: www.le.ac.uk/urbanhist/conf.html
7. - 8. Okt. *Nachwuchstagung der Gesellschaft für Stadt-
 geschichte und Urbanisierungsforschung*
 in Konstanz
 Nähere Informationen werden rechtzeitig auf
 der Internetseite der GSU bekanntgegeben:
www.gsu.uni-saarland.de/aktuell.htm#Tagungen

Otto-Borst-Preis der „Arbeitsgemeinschaft Die Alte Stadt e.V.“

Die „Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt e.V.“ lobt 2005 zum ersten Mal den Otto-Borst-Preis aus. Der Name des Preises erinnert an den Historiker Prof. Dr. Otto Borst (1924 - 2001), Gründer der Arbeitsgemeinschaft und langjähriger Herausgeber der Zeitschrift „Die alte Stadt“. Durch die Verleihung will der Verein den wissenschaftlichen Nachwuchs in den Fachgebieten Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtplanung fördern. Mit dem Preis, der im zweijährigen Turnus vergeben wird, sollen herausragende Leistungen in diesen Fachgebieten prämiert werden. Der Wettbewerb ist offen für schriftliche Studienarbeiten, Studienabschlussarbeiten und Dissertationen, die sich mit Themen der Entwicklung von Städten in historischer, stadt(bau)-historischer, sozialwissenschaftlicher, denkmalpflegerischer, planerischer und städtebaulicher Hinsicht befassen und die an deutschsprachigen Hochschulen und Fachhochschulen erstellt worden sind.

Ausgeschlossen sind Habilitationen sowie Forschungsgutachten im Auftrag Dritter. Zur Preisvergabe lädt der Auslober die Preisträger auf die von ihm jährlich veranstaltete Internationale Städtetagung ein. Stichtag der Einreichung der Unterlagen ist der 31. Januar 2005.

Weitere Informationen: www.alte-stadt.de/download/obp-ausschreibung2005.pdf

Call for Papers für die EAUH-Konferenz 2006 in Stockholm

Die achte Internationale Konferenz zur Stadtgeschichte der European Association of Urban Historians wird vom 30. August bis zum 2. September 2006 in Stockholm stattfinden. Das Motto lautet Urban Europe in Comparative Perspective, Organisator ist das von Prof. Lars Nilsson geleitete Institut für Stadtgeschichte in Stockholm. Vorschläge für Sektionen müssen bis zum 15. Januar 2005 an Prof. Nilsson (lars.nilsson@historia.su.se) gesandt werden. Weitere Informationen sind auf der Website der Organisatoren (www.eauh.org) zu erhalten.

Mitgliederversammlung der GSU in Kiel, 17. September 2004

Am 17.9.2004 wurde im Rahmen des Historikertages in Kiel die diesjährige Mitgliederversammlung (MV) der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung (GSU) abgehalten. In seinem Bericht des Vorsitzenden informierte Prof. Reif über den aktuellen Mitgliederstand und verschiedene Initiativen der Mitgliederwerbung. Er wies auf eine ganze Reihe von durch GSU-Mitglieder durchgeführte bzw. geplante Konferenzen und auf die inzwischen erfolgte Gründung der AG Planungsgeschichte der GSU hin. In der Buchreihe werde in nächster Zeit der zweite von Frau Prof. Adelheid von Saldern herausgegebene Band erscheinen, weitere sechs Manuskripte lägen zur Prüfung vor.

In seinem Bericht des Schatzmeisters informierte Prof. Axel Schildt über die Mitgliederstruktur der GSU. Es gebe nur wenige Austritte, überwiegend wegen Ausscheidens aus dem Berufsleben. In Vertretung des entschuldigten Beisitzers für internationale Zusammenarbeit, Prof. Clemens Wischermann, trug Prof. Reif dessen Bericht vor. Er hob insbesondere die starke Präsenz der GSU-Mitglieder auf der Konferenz der European Association of Urban Historians in Athen sowie den Ausbau der Kooperation mit japanischen Stadthistorikern hervor.

Dr. Gerd Kuhn wies in seinem Bericht über die interdisziplinäre Zusammenarbeit auf Enttäuschungen hin, wie die anhaltend geringe Präsenz der Nachbardisziplinen (z.B. der Geographie), hob jedoch die Gründung der AG Planungsgeschichte hervor, deren erste Konferenz demnächst in einem Sammelband dokumentiert werde. Für 2005 sei eine von PD Dirk Schubert und Prof. Schildt in Hamburg organisierte weitere Konferenz zum Thema „Wachsende und schrumpfende Städte“ in Vorbereitung (s.a. Rubrik Mitteilungen im vorliegenden Heft).

In seinem Bericht als Beisitzer für wissenschaftlichen Nachwuchs hob Prof. Zimmermann die Publikationsmöglichkeiten hervor, die gerade jüngeren Mitgliedern durch die GSU eröffnet oder vermittelt würden. Weiter kündigte er an, dass die nächste Nachwuchsveranstaltung der GSU 2005 auf Einladung von Prof. Wischermann in Konstanz stattfinden werde (s.a. Rubrik Mitteilungen im vorliegenden Heft).

Im Folgenden war satzungsgemäß eine Neuwahl des Vorstands vorzunehmen. Prof. Reif teilte mit, dass die Vorstandsmitglieder Prof. von Saldern und Prof. Reulecke nicht wieder für den Vorstand und Prof. Reif nicht wieder für den Vorsitz kandidierten. Neu in den Vorstand gewählt wurden Prof. Clemens Zimmermann (Vorsitzender), Prof. Dieter Schott und Frau Dr. Martina Heßler (beide stellvertretende Vorsitzende), wieder gewählt wurden Dr. Christoph Bernhardt als Schriftführer und Prof. Schildt als Schatzmeister.

Bei der anschließenden Neuwahl der wissenschaftlichen Beiräte wurden die amtierenden Kollegen Dr. Kuhn für die interdisziplinäre und Prof. Wischermann für die internationale Zusammenarbeit wieder gewählt, ebenso die amtierenden Kassenprüfer Dr. Höroldt und PD Dr. Hein, Prof. Reif wurde als neuer Beisitzer für den wissenschaftlichen Nachwuchs gewählt. Der neue Vorsitzende Prof. Zimmermann dankte Prof. Reif, Frau Prof. von Saldern und Prof. Reulecke für ihre so überaus engagierte und erfolgreiche Arbeit im Vorstand.

Im Folgenden berichtete Prof. von Saldern über die Buchreihe der GSU. Prof. Reif schlug als weitere Herausgeber der Reihe Prof. Harald Bodenschatz, Prof. Schott, Frau Prof. Ruth Mohrmann sowie Dr. Bernhardt vor. Die Zustimmung der Anwesenden erfolgte per Akklamation. Abschließend informierte Prof. Zimmermann, dass die 5. MV der GSU 2005 in Konstanz durchgeführt werde, und schloss die Sitzung.

Bibliographie der Informationen zur modernen Stadtgeschichte

Die bibliographische Übersicht kann aus redaktionellen Gründen in der vorliegenden Ausgabe leider nicht erscheinen.



Ralph Trost

Eine gänzlich zerstörte Stadt

Nationalsozialismus, Krieg und Kriegsende
in Xanten

Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas, Band 11
2004, 456 S., geb., 40 Abb., 34,90 €,
ISBN 3-8309-1413-X

In der katholisch-konservativen Kleinstadt Xanten übernahmen 1933 die Nationalsozialisten die Macht. Xanten wurde Schauplatz des Kirchenkampfes, der Unterdrückung und Verfolgung von Andersdenkenden und Minderheiten, der Ideologisierung von Geschichte, der Propaganda an der „Heimatfront“, der Ausbeutung ausländischer Arbeitskräfte und zum wichtigen Fertigungsort für Munitionen. Ab September 1944 sollte die Stadt dann mehr und mehr zum Dreh- und Angelpunkt in der entscheidenden „Schlacht am Niederrhein“ werden. Am Ende von Nationalsozialismus, Krieg und Kriegsende lag das Erbe von 2000 Jahren Siedlungs- und über 700 Jahren Stadtgeschichte in Schutt und Asche.